



FRODOZAR.
Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Modenbild nebst Beschreibung. — Ein Zwiel. Erzählung von Elise Polko. (Schluß.) — Zahnschmerzen. Von Dr. Ludwig Hollaender. — Am Grabe Lenau's. Von Edith Helmers. — Ein Zammer. Von Julius Stettenheim (mit Illustration). — Molière und die Frauen. II. Von Paul Lindau (mit Illustration). — Ueber das Pantoffelregiment. Von Ulrike Henckle. — Ein Genfer Pensionat. Von Katharina Gundling. — Die Mode. Von Veronika v. G. — Auflösungen der Charade und des Nebus Seite 282. — Nebus. — Correspondenz.



Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Robe und Paletot aus schwarzem Grosgrain. Die Robe ist ohne Garnitur. Der lange Schoß des Paletots ist in der hinteren Mitte sowie an den Seiten gefalzt. Die Garnitur des Paletots besteht aus breiter und schmalerer schwarzer Guipürespitze, aus einer in der Mitte gefalteten Grosgrainfrisur, deren Ansatz eine Blende aus gleichem Stoff deckt, und aus Passementerieborte.

Figur 2. Kleid aus dunkelbraunem Seidenreps, am unteren Rande mit einem breiten à plissé gefalteten Volant garnirt. Mantelet aus braunem Velours, mit gleichfarbiger Seidenfranze und Passementerieborte ausgestattet. Hut aus braunem Sammet mit Tüllecharpe. Garnitur von schwarzer Spitze und braunen Federn.

Figur 3. Promenadenanzug aus grauem Velourstoff. Der untere und obere, hinten lang herabreichende Rock ist in der Weise der Abbildung mit Frisuren und Blenden desselben Stoffes ausgestattet. Eine gleiche Garnitur zielt die mit Revers versehene Schopstaille. Hut von grauem Sammet.

Figur 4. Robe aus penzé Taffet mit breitem à plissé gefalteten Volant. Paletot aus schwarzem Grosgrain mit Garnitur von breiter schwarzer Guipürespitze und Grelotfranze, mit Verschmürung von schwarzseidener Rundschür ganz überdeckt.

Figur 5. Promenadenanzug aus écar-farbener Popeline. Den unteren Rock begrenzt am unteren Rande ein à plissé gefalteter Volant, welchem sich eine hochstehende Frisur und eine schmale écar-farbene Spitze anschließen; deren Ansatz sowie den des Volants deckt eine breite Blende. Den oberen Rock und den Paletot zielt eine Garnitur aus Blende, Spitze und schmaler Frisur.

[27.160]

Ein Spiel.

Erzählung von Elise Polko. (Schluß.)

Er kam immer durch den Garten, wenn er zu ihr ging, aber er beulte sich dann nie wie ein Liebender oder „Schwärmer“, den die Geliebte erwartet; er blieb vielmehr fast auf jedem Schritt stehen, schaute hinauf in das grüne Blättergewir oder vor sich hin, riß wohl hie und da eine Blüthe oder einen Zweig ab, summete eine Melodie zwischen den Lippen und wurde erst wieder der besonnene Lehrmeister, wenn er auf jenen breiten Kiesweg hinaustrat, wo seine schöne Schülerin seiner harrend auf und niederhing. Sie wandelten dann wohl zuweilen noch eine kleine Weile nebeneinander hin und her, und man konnte kaum ein stilleres Paar sehen; er so dunkel und männlich, bei aller Zartheit seiner Erscheinung, sie so hell und ätherisch.

Aber es war, auch selbst für Andere, nicht mehr zu verkennen, daß Erwin Werner sich allmählich veränderte und seine sonst so gleichmäßige Haltung verlor. Ein auffallender Ausdruck von Unruhe und Spannung lag oft auf seinem Gesicht, er erschied meist in sich gefehrt, achlos gegen Alles, was um ihn her vorging, und man mußte ihn zuweilen mehrmals anreden, ehe er aus seinem offenbar schmerzlichen Sinnen aufsprang. Seine Zerknirschtheit wuchs sichtbar. Nicht selten fürzte er die Lehrstunden unter irgend einem Vorwand ab und nahm dann einen hastigen Abschied, wie Jemand, der sich nicht mehr zu beherrschen vermag. In der letzten Zeit geahnt es sogar, daß er öfter den Musikunterricht abgesehen ließ. Melanie bemerkte dies Alles mit einem Gemisch von leidenschaftlicher Freude und Schmerz. Es war martervoll, ihn nun oft Tage lang nicht zu sehen und doch, welch ein Triumph, wie sie ihn süßer nie empfunden: sie wußte sich geliebt. Es war jene echte Liebe, die nicht redete und zu entsagen bereit war.

Der Hofmarschall selber war es, der seiner Tochter eines Tages das Gerücht zutrug, daß der Hoforganist beim Fürsten um Pensionierung eingekommen sei und man nun die Absicht habe, dem jungen Werner seine Stelle anzutragen. „Der wunderliche Mensch soll sich auf eine private Anfrage aber entschieden geweigert haben, hier zu bleiben,“ erzählte er. „Frage Du ihn doch, ob das wahr sei, und setze ihm ein Mal den unpraktischen Kopf zurecht, damit er sein Glück nicht so unverantwortlich leichtsinnig von sich stoße.“

Melanie fühlte ihren Athem stocken. Er weigerte sich zu bleiben. Sie ahnte den Grund. Sollte und durfte sie ihm die Bewegung ihres eigenen Herzens eingestehen. Würde die Baroness Wellendorf ihm das Recht geben, auch nur einen Moment den Glauben zu fassen, daß sie die Frau eines Musikers werden wolle?! Es war Wahnsinn, und dennoch meinte sie, nicht mehr ohne den Heimlichgeliebten leben zu können. In jedem Falle wollte sie aber zunächst ein Mal mit ihm reden, ihn bitten, jene Stelle anzunehmen. Nur nicht fortgehen, nur keine Aenderung dieses reizenden Lebens, nur ein süßes Weitertreiben, keine jähe Trennung, später, viel später vielleicht ein sanftes Loslösen! Wenn er dereinst berühmt geworden, dann sollte man auch von jener Frau lesen, die ihm die Schwingen gelöst.

Die Meldung, daß die alte Gärtnerin sie zu sprechen wünsche, unterbrach hier die Gedankenreihe Melaniens. Sie fuhr auf. Was war geschehen, welche Botschaft konnte sie bringen? Erregt trat sie der Alten entgegen, ihre kleinen Hände spielten zitternd mit den Quasten des blauen Morgenkleides, die Augen fragten noch ungeduldiger als die Lippen: „Was wünschen Sie von mir?“

„Der Herr Werner lassen die gnädige Baroness ersuchen, die Musikstunde morgen geben zu dürfen, statt heute; er habe dringende Arbeiten vor.“

„Gewiß, gewiß, ganz nach Herrn Werners Gefallen, ich werde ihn morgen erwarten. Aber Ihr seht so geängstigt aus, gute Frau?“

„Das wäre kein Wunder, Sorge mich doch um meinen Mietzmann, der so brav und ordentlich ist und den ich wohl bald verlieren werde, so oder so,“ antwortete die gute Alte, kummervoll und doch froh, reden zu dürfen. „Ich glaube, er will bald fort von hier, oder er ist krank, sehr krank. Er arbeitet eben zu viel und ist und trinkt und schläft dabei nicht mehr, und ich höre ihn auch nur selten spielen und dann klingt's eine Weile wie die wilde Jagd. Und wenn es dann plötzlich so still ist, gehe ich wohl ein Mal herein und da finde ich ihn, den Kopf auf die Arme gelegt, über das Clavier hingeworfen. Fährt er dann auf, so sieht er aus, als ob er geweint hätte. Zu andern Stunden wieder geht er immer und immer auf und ab, schlägt dabei ab und zu auf das

Clavier und läuft endlich gar zum Hause hinaus. In die Kirche, zum Orgelspielen, geht er auch nicht mehr. Ach, gnädigste Baroness, er sieht oft aus, als könne er sich ein Leid anthun, und das wäre doch so schade um ihn, er ist ein so netter Mensch, der so pünktlich zahlt.“

Melanie war sehr blaß geworden, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen. Lag es noch in ihrer Macht, jenen Sturm zu beschwören, der da so drohend heraufzog? Aber wie sollte sie ihn und sich selber beruhigen? Ein Chaos von Gedanken wirbelte auf. Sie fühlte sich plötzlich unendlich rathlos, dennoch wandte sie sich mit vollkommener Fassung an die Alte, um ihr zuzusprechen und endlich sie freundlich zu entlassen, mit den Worten: „Mengtigen Sie sich nicht, ich werde mit Herrn Werner reden und wir verlieren ihn nicht. Alles wird bald gut sein, überlassen Sie mir die Sache und sagen Sie ihm nur, mit einem recht freundlichen Gruß, daß ich ihn erwarte und mit ihm etwas Wichtiges zu sprechen habe. Und hier,“ sie nahm Blumen aus der Vase, „stellen Sie diese Rosenknospen auf seinen Arbeitstisch, es sind die ersten. Und nun Adieu.“

* * *

Das war ein langer Tag trotz des Diners beim Fürsten, trotz des bal champêtre bei der Schwester des Grafen Xaver, der Baronin Carlstein. Es war ein Wunder, daß man noch gute Toilette machte und „leidlich“ ausah, aber Graf L. behauptete eben nicht mit Unrecht, daß die Baroness selbst „im Traum“ nie eine andere als die „Toilette einer Fee“ machen würde, daß man noch lachte, tanzte und sich feiern ließ. Melanie trug einen Kranz von Rosenknospen, wie entzückt war ihr künftiger Verlobter über diese Wahl. „In acht Tagen blühen die Rosen endlich,“ hatte er gesagt, mit einem leidenschaftlichen Blick in die blauen Augen, die sich nicht vor den seinen senkten.

„Wenn kein Nachtfrost kommt,“ antwortete sie, und dachte an die bevorstehende Erörterung, die ihr eine andere Liebe offenbaren sollte, eine Liebe, von der ja die Bewunderung Xavers so verschieden sein mußte wie eine Landschaft des Nordens von einer Tropengegend.

Wie schlecht sie schlief, die arme Melanie! Wie sie immer Erwin Werner zu ihren Füßen sah, ein Pistol in der Hand.

Der Hofmarschall fuhr schon am frühen Morgen mit dem Fürsten nach Duellenheim zum Forellensang; die Tante behauptete, einige „nothwendige Briefe“ schreiben zu müssen und bat, wenn irgend möglich, sie nicht zu stören; Melanie war also allein. Wie lange währte der Morgen und wie erschreckt fuhr doch die Baroness auf aus seltsamen Träumereien, als man ihren Lehrer endlich meldete.

Und da stand er denn vor ihr, so blaß, so verstört, so tief traurig in Blick und Haltung, daß sie plötzlich angstvoll rief: „Aber Sie sind ja wirklich krank und Sie müssen mir zur Stelle sagen, was Ihnen fehlt!“

Ob er diese Frage geüffentlich nicht beachtete, er antwortete nicht, ging an ihr vorüber nach dem Flügel hin und sagte dann: „Also wiederholen wir unsern Chopin zunächst.“

Sie folgte ihm auch mechanisch und setzte sich zum Spielen nieder, die Schleppe ihres gestickten weißen Kleides streifte seinen Fuß, er zog ihn nicht zurück. Sie begann in unbeschreiblicher Erregung das schöne Präludium in F-moll. Kaum hatte sie aber einige Tacte gespielt, als er mit dem Ausdruck namenloser Qual aufsprang: „Ich bitte Sie,“ flehte er, „hören Sie auf, seien Sie barmherzig, ich ertrag's nicht, ich gehe zu Grunde!“

Ihr Hände glitten von den Tasten; sie lehnte sich zurück mit dem Ausdruck gespannter Erwartung, Unruhe und Freude warfen ihre Schatten und Lichter über ihr Gesicht. Sie wollte reden, das Wort erstarb auf den Lippen.

Der erschente und gefürchtete Augenblick war gekommen.

Er schien ihre Bewegung nicht zu bemerken, seine Augen waren gekenkt, ein verzweifelter Schmerz suchte um den seinen Mund. „Sie müssen mir erlauben zu reden, Baroness,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „ich lege mein schreckliches Geheimniß zu Ihren Füßen nieder, Sie waren ja so gütig, so theilnehmend zu mir, Sie werden mir mein Geständniß verzeihen und mir wenigstens Ihr Mitleid nicht versagen. Seit Monaten trage ich es mit mir herum, ich muß die Last vom Herzen wälzen, die mich sonst erdrückt, muß eine Seele Theil nehmen lassen an meiner Marter, und dann zugleich Abschied von Ihnen nehmen. Morgen reise ich ab, ob ich jemals wiederkehre? Wer weiß es?“

Sie hatte die Hand ausgestreckt als wollte sie die seine fassen, ihre Blicke hefteten sich auf ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Wie Licht brach es plötzlich herein, wie ein Meer von Seligkeit überfluthete es ihr Herz, sie fühlte, daß sie jetzt einer ganzen Welt hätte trohen können, um ihn zu retten: er sollte glücklich sein! Papa mußte den ersten und einzigen Herzenswunsch seines Kindes erfüllen, sie wollte sein Weib werden, es gab Nichts mehr, was sie schredte: selbst Armuth und Krankheit erschien ihr fast wie ein Geschenk, durfte sie es mit ihm theilen. Würde der Vater sie verstoßen, enterben, nun, dann folgte sie ihm, wohin, war gleich viel. Zitternd vor Erregung, glühend und athemlos flüsterte sie nur: „Ruhig mein Freund; sagen Sie mir Alles; wie könnte ich zürnen!“

„Niemand darf darum wissen als Sie,“ fuhr er nun fort, „und Sie werden dies Geheimniß in Ihrem Herzen vergraben, das, wenn es verathen würde, meine ganze Zukunft zerstören und mich zum Geipötl der Menschen machen müßte. Sie werden es dann auch begreifen, weshalb ich jenen so ehrenden Ruf, der mich hier fesseln sollte, nicht annehmen darf! So hören Sie, gütigste Freundin, ich Unseligster, ich stehe im Begriff — taub zu werden! Da haben Sie mein Geheimniß! Seit längerer Zeit schon höre ich keinen Ton mehr klar, wilde Dämonen spielen mit meinen Harmonien und werfen hohnlachend alle Klänge und Accorde durcheinander. Ich habe plötzlich den Schlüssel verloren zu jener Welt, in der ich allein zu leben und zu athmen vermag, zu der Welt der Töne. Wie aus weiter Ferne schallen die Menschenstimmen zu mir herüber, alle von gleicher Färbung, bald tonloses Geflüster, bald wirres Kreischen! Und meine heißgeliebte heilige Orgel, aus ihrem Schoße steigt wüster Höllenlärm empor. Auch Ihr Spiel ist nur ein wirres, schrilles Klängen! O, jetzt begreife ich erst die Martern unsrerer Musikheiligen, meines Beethovens! Schon längst hatte ich alle Ruhe verloren, Tag und Nacht, ich konnte nicht mehr arbeiten! Stand eine Zeile auf dem Notenpapier und ich wollte sie spielen, so wurde ein entsetzliches Zerrbild daraus, ich las sogar zuweilen schon alle jene gräßlichen Harmonien, die ich hörte, und dann kamen sogar wieder Momente, wo Alles, die ganze Welt, in Todtenstille versank, in ein furchtbares Schweigen. Ich sehe am Rande des Wahnsinns, denn was bedeutet mein Leben ohne die Musik?! Nichts habe ich geliebt als

sie, Nichts werde ich lieben als sie, die keinerlei Nebenbuhlerin duldet. Morgen will ich fort nach W., um Hilfe zu suchen bei dem berühmten Z. Ist keine mehr möglich für mich — dann —“

Er stockte, denn ein Blick auf Melanie zeigte ihm ihre Leidenblässe.

„Wie gut und theilnehmend sie doch war.“

„Verzeihen Sie,“ bat er leise und weich, „ich will schweigen.“ Aber die Augen seiner Zuhörerin blickten ins Leere, Melanie blieb regungslos, er hätte noch lange weiter reden können, sie würde ihn nicht unterbrochen haben, jetzt aber glitten von ihren Lippen langsam und eilig die Worte:

„Taub, nur taub!“

„Er verstand sie nicht, er streckte nur die Hand aus nach ihrer Hand, aber sie zog sie zurück, erhob sich langsam, stützte sich leicht auf den Flügel und sagte mit ihrer vornehmsten Wiener und harter scharfer Stimme: „Reisen Sie glücklich, Herr Werner!“

Was er antwortete, sie wußte es nicht, sie kam erst wieder zu sich, als die Thür hinter seiner schlanken Gestalt sich geschlossen. Dann trat sie mechanisch, wie immer, wenn er gegangen, ans Fenster und sah ihm nach: er schritt dahin im Sonnenlicht, haltig wie immer, die feine Hand streifte noch im Vorbeiziehen die erste aufgeblühte Rose vom Gebüsch, dann war er verschwunden. Im stillen Müßzimmer erklang aber jetzt ein verzweifelttes Schluchzen und der wilde Schmerzensschrei: „Nur taub!“

In demselben Augenblick beendete das Tautchen ihre 25. Novelle, unter dem Titel: „Zwei arme Seelen“ und schloß sie mit den Worten: „wenn man nur eine Liebe gehabt hat und sich einer Rosenzeit erinnern kann.“

Und draußen blühten die Rosen.

Benige Monate später folgte Melanie von Wellendorf als Gräfin L. dem Grafen Xaver auf seine Güter und lebte nun das wunschlose Leben des reichen Mädchens als elegante kinderlose Frau weiter. Unter die zahllosen Seltsamkeiten, die sich die Gesellschaft von ihr erzählte, gehörte auch die „Laune“, nie wieder eine Taste zu berühren und keine Concerte zu besuchen, obgleich sie im Stillen die Musiker und Musikinstitute aller Art auf das Großartigste jederzeit unterstützte. Ob ihr jemals eine Notiz in dem Winkel einer kleinen süddeutschen Zeitung vor Augen gekommen, die kaum ein halbes Jahr nach Erwin Werners Abreise die Nachricht seines Todes brachte, wer konnte es sagen? Sie nannte nie wieder den Namen ihres ehemaligen Lehrers. Seine Nachricht aber lautete:

„Gestern erschoss sich in dem kleinen Walde bei W. ein junger, und wie man uns berichtet hoffnungsvoller Musiker, C. W. Unglückliche Liebe dürfte wohl ohne Zweifel das Motiv zu der bedauernswerthen That sein.“

Die Einzige, die vielleicht Alles ahnete, was in der Seele ihres Lieblichen vorgegangen war, „das Tautchen“.

Nach dem Tode des Hofmarschalls siedelte Fräulein von Grünstein für immer zu ihrer Nichte über und fand hier endlich, zum Lohn ihrer Treue, ein Glück, das sie bis zur Stunde eben so geduldig als schmerzlich entbehrt: nämlich eine Zuhörerin ihrer zahllosen Liebes- und Leidensgeschichten. Die Gräfin ließ sich nämlich täglich, mit einer Geduld ohne Gleichen, von ihrer Nichte vorlesen und schien aufmerksam zu lauschen. Die Arbeit entsand dabei so oft ihren schlanken Händen, es war aber nicht mehr eine fertig gekaufte Stickerei, sie nähten und strickten wirklich für die Armen, diese Hände! Der Blick der blauen Augen flog dann hinaus ins Weite und während die Liebespaare der Tante sich unter Thränenfluthen liebend und entsagend in die Arme sanken, träumte das vereinsamte Herz ihrer Zuhörerin immer und immer nur jenen einzigen Roman ihres Lebens, der im Frühling begann und mit dem wilden Schmerzensschrei endete: „nur taub!“ als eben draußen die Rosen blühten.

Und Melanie wußte, daß ihr ganzes Dasein nur eine stille Buße sein würde für den Frevel eines Spiels mit dem Allerheiligsten des Menschenherzens, mit dem Einzigen, was auf Erden nimmer vergeht, mit der Krone des Lebens: Mit der Liebe.

Zahnschmerzen.

Von Dr. Ludwig Hollaender.

Für die meisten Menschen ist es ein Unglück, daß sie nie von Zahnschmerzen geplagt werden.

Die Caries, i. e. das Hohlwerden, der Ruin der Zähne schreitet, ein Mal begonnen, bis zu einem gewissen Grade fort, ohne den geringsten Schmerz zu verursachen und so bemerkt man häufig erst dann, daß der eine oder der andere Zahn krank geworden, wenn derselbe bereits unrettbar verloren und dem Zahnarzt verfallen ist.

Denn leider denken sich sehr viele Personen unter einem Zahnarzt sonderbar genug einen Mann, der Zähne auszieht, und dieser Begriff vom Zahnarzt ist so eingewurzelt, daß man lieber Tage lang die entsetzlichsten Schmerzen erträgt und die widersinnigsten und nutzlosesten Mittel anwendet, ehe man die Hilfe des Zahnarztes in Anspruch nimmt, dessen eigentlicher Beruf doch der jedes Arztes überhaupt ist, kranke Organe zu heilen und zu erhalten.

Da Zahnschmerzen eigentlich nur Symptom einer Krankheit sind, der verschiedene Ursachen zu Grunde liegen können, ja da auch Zahnschmerzen da auftreten, wo überhaupt ein Zahn nicht theilhaftig ist, und wiederum Schmerzen an verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers in Erscheinung treten können, die nur durch kranke Zähne bedingt sind, so sieht man wohl leicht ein, daß der Begriff „Zahnschmerzen“ wissenschaftlich ein ziemlich unbestimmter und allgemeiner ist.

Von vornherein sollte man glauben, daß der Substanzverlust, der durch das Hohlwerden des Zahnes entsteht, Schmerz verursachen müsse. Denn der Zahn ist ein Theil des lebendigen Organismus und wird auf dieselbe Weise ernährt, wie die Knochensubstanz und hat dieselben Empfindungsnerven, die fast bis an seine äußere Hülle, den Schmelz, reichen. Und trotzdem verhält sich die Zahnsubstanz in Bezug auf die Schmerzhaftigkeit verschieden von der Knochensubstanz. Erst wenn die Zerknirschung bis in die Nähe der „Pulpa“, worunter man die eigentlichen Zahnerven und die dieselben begleitenden Blutgefäße versteht, vorgegangen ist, oder wenn diese Pulpa bereits frei liegt und durch verschiedene äußere Einflüsse, wie kaltes Wasser, kalte Luft, Speisereste, kurz durch verschiedene scharfe, ägende, oder schnell in Gäh-

zung oder Fäulniß und Verwesung übergehende Gegenstände gereizt wird, dann entstehen stets Zahnschmerzen. Diese Schmerzen werden um so heftiger und anhaltender, wenn in Folge einer noch hinzutretenden Entzündung die strotzenden Blutgefäße der Pulpa auf den Nerven drücken und wir haben dann jene bohrenden, klopfenden, reißenden Schmerzempfindungen, die wohl jeder Mensch ein Mal in seinem Leben an sich selber erfahren hat.

Mitunter schießt der Schmerz, den ein entzündeter Nerv verursacht, durch den Mund und durch das Gesicht und erzeugt unwillkürliches Zucken der Gesichtsmuskeln, oder er äußert sich in einem ganz gefunden Zahn, so daß man häufig zum Erstaunen des Patienten durch Berührung der Nerven im wirklich erkrankten Zahn die ihm längst bekannten Schmerzen hervorruft, deren Sitz er in einem ganz anderen Zahn vermuthet hatte.

Sind die Nerven mehrerer Zähne gleichzeitig entzündet und entzündet, so fühlt man den Schmerz fast stets nur in einem Zahn.

Anderer Schmerzen entstehen wiederum, wenn zufolge der Zerstörung oder Reizung und Entzündung der „Pulpa“ die Entzündung auf die Haut, welche die Wurzel des Zahns bedeckt, übergreift. Jede Zahnwurzel ist nämlich mit einer feinen Membran (Wurzelhaut) umgeben, welche auch das Zahnfach im Kiefer auskleidet, in welchem der Zahn wie ein Nagel in der Wand eingeklebt sitzt. Diese Membran erstreckt sich dann als Knochenhaut über den ganzen Kiefer.

Zufolge einer solchen Entzündung verlangsamt sich der Blutlauf in den Gefäßen der Wurzelhaut, diese werden voller und dadurch verdickt sich die Haut. Bildet sich dann im weiteren Verlaufe noch Eiter an der Wurzel, so hat der Zahn keinen Platz mehr im Zahnfach und er wird durch den Eiter gewissermaßen herausgedrückt. Schließt der Patient den Mund, so erfährt der Kranke, verlängerte Zahn zuerst den Druck des gegenüberliegenden Zahnes und mehr oder weniger Schmerzempfindung stellt sich ein, die auch schon bei der äußeren Berührung des Zahnes gefühlt wird.

Im weiteren Verlaufe sucht nun der Eiter seinen Weg aus dem Zahnfach. Zuerst wird natürlich das Zahnfleisch mitbetheiligt, dasselbe schwillt an und die Schwellung erstreckt sich zugleich auf die Backenschleimhaut. Mitunter bahnt sich der Eiter seinen Weg den Zahn entlang und kommt an der Krone zum Vorschein, oder er durchbohrt das Zahnfach und das Zahnfleisch, wodurch eine Zahnfleisch-Fistel entsteht.

Dringt jedoch der Eiter in den Knochen hinein, so sammelt er sich entweder dort an und gibt zu einem Knochenabszess oder anderweitigen Störungen Veranlassung, oder er durchbricht schließlich den Knochen und bildet sich einen Weg entlang der Mund- und Backenschleimhaut nach außen. Auf diese Weise entstehen die Backenfisteln, jene lästigen, alle Geduld des Patienten und des Arztes erschöpfenden Krankheitsvorgänge, über welche die früheren Schriftsteller über Zahnheilkunde so viel gefabelt haben. Dank einem besseren und eingehenderen Studium und einer passenderen Behandlungsmethode sind jedoch diese Vorgänge einerseits in neuerer Zeit nicht mehr so häufig, andererseits führen sie nicht mehr zu so tiefen Zerstörungen, wie früher.

Hat sich ein Mal bei einer Wurzelhautentzündung Eiter gebildet, so lassen die vorher sehr bedeutenden Schmerzen zwar allmählich nach, aber diese krankhaften Vorgänge heben das Mißliche, daß sie selten auf einen Zahn beschränkt bleiben und außerdem nicht allein Verdickungen an der Wurzel selber, knochige Neubildungen an i. w. erzeugen, sondern auch auf die benachbarten Zähne und auf die Kieferknochen selbst übergehen, wodurch wieder verschiedenartige schmerzhaft Zustände an den Zähnen und im Munde entstehen.

Außerdem findet sich Zahnschmerz und besonders solcher, welcher über die ganze Zahnreihe verbreitet ist, stumpfes Gefühl in den Zähnen u. s. w. als der Ausdruck eines Allgemeinleidens bei jungen blutleeren Mädchen und vorzugsweise bei solchen Personen, denen eine sitzende Lebensweise Blutstauungen in den Unterleibsorganen veranlaßt.

Diese eben beschriebenen entzündlichen und nicht entzündlichen Erscheinungen geben dem denkenden Arzte hinreichende Erklärung für die Schmerzen, die sie dem unglücklichen Patienten bereiten. Doch gibt es auch Zahnschmerzen, die an Zähnen auftreten, an denen äußerlich auch nicht das geringste Zeichen einer Erkrankung sichtbar ist. Es fehlen alle Symptome einer „Pulpa-“ oder einer „Wurzelhautentzündung“, und doch deuten die Kranken in ihrer Agonie immer auf einen bestimmten Zahn, der ihnen die entsetzlichen Schmerzen verursacht, und die durch kein bisher angewandtes Mittel zu heben sind. Entschleßt man sich endlich, einen solchen Zahn herauszunehmen, so findet man entweder einen Knochenauswuchs, d. h. eine Verdickung oben an der Wurzelspitze, oder, wenn man den Zahn mittelst eines Instruments zerdrückt hat, im Innern des Zahns, also im Gebiet der Pulpa, einen kleinen, harten, stets aus Zahnbeinmasse bestehenden Körper, der der Pulpa aufliegt und dadurch die Schmerzen hervorruft. Glücklicher Weise jedoch sind diese Fälle außerordentlich selten, wenn auch nicht gar so selten, als man aus der geringen Literatur, die über diesen Gegenstand bis jetzt existirt, schließen sollte.

Ferner geben verschiedene Erkrankungen des Zahnfleisches Veranlassung zum Zahnschmerz, so wie auf der anderen Seite verschiedene Arten nervöser Leiden, heftige Gesichtsschmerzen, sogenannte tic douloureux, verschiedene Fälle von Augenleiden, Thränenfluß, mannichfaltige Affectionen des Gehörs direct durch gereizte Zahnnerven entstehen.

Aber auch andere, entferntere Organe treffende Leiden, wie manche Lähmungen des Arms, verschiedene Schmerzen, die über den ganzen Körper verbreitet sind, plötzlich auftretende Blindheit, Rinnbaderkrampf, Fälle von Taubheit, die man sich wissenschaftlich durch eine Uebertragung des Reizes von Zahnnerven auf andere, jene Organe oder Theile versorgende Nerven erklärt, können ihren Ursprung in der rein örtlichen Erkrankung eines Zahnes finden.

Die heftigsten Zufälle und Schmerzen ruft jedoch mitunter der Durchbruch eines Weisheitszahnes hervor, Schmerzen, die meist localisirt bleiben, während an der Extremität der Durchbruch der Milchzähne gerade allgemeine Krankheitserscheinungen hervorbringt, und die übrigen bleibenden Zähne fast stets schmerzlos zu Tage treten. Zumeist entstehen diese Schmerzen theilweis durch eine fehlerhafte Stellung der Weisheitszähne selber, theils in Folge unzureichender Länge des Kiefers und vorzugsweise des Unterkiefers, wobei der hervorbrechende Weisheitszahn auf den über ihn stehenden Mahlzahn drückt, der bei regelmäßiger Bildung des Kiefers eigentlich neben, und nach vorn vom ersten stehen sollte. Sehr häufig werden die Schmerzen mit verschiedenen Gesicht- und Kopfschmerzen verwechselt und jedes Mittel wird nutzlos angewendet, bis es endlich einem intelligenten Zahnarzt gelingt, durch Hinwegnahme des hinderlichen Mahlzahns dem

Weisheitszahn Raum zu schaffen und dem, mit dem ganzen Arzneischatze der Apotheke nutzlos ausgerüsteten Doctor durch eine einfache Operation einen immerwährenden Patienten abzunehmen.

Da Zahnschmerzen also aus so verschiedenartigen Ursachen entstehen und durch so mannichfache Krankheiten bedingt sein können, so ist wohl leicht einzusehen, daß von einem „Universalmittel“ gegen diese Schmerzen wohl nicht die Rede sein kann. Denn ein solches setzt voraus, daß alle Zahnschmerzen derselben Art seien, aus gleicher Ursache entstehen und in derselben Weise sich äußern müssen.

Und doch werden gegen keine andere Krankheit so viele Universalmittel ausgetrieben und dem leichtgläubigen Publicum angepriesen, als gerade gegen dieses Leiden. Es ist noch nicht lange her, daß fast jeder neu approbirte Zahnarzt, der sich nicht durch irgend eine wissenschaftliche Arbeit bekannt machen konnte, oder irgend ein aus America zurückgewandter Dentist sein erstes Debit in der Welt mit einem neuen Mittel gegen Zahnschmerzen machte.

Aber alle diese Geheimmittel, die für bedeutende Summen unter allerhand wunderlichen Namen feilgeboten werden, enthalten nämlich nur verschiedene, ganz bekannte Mischungen gleicher Arzneien und können höchstens und nur in einzelnen Fällen vorübergehend Linderung schaffen. Als Universalmittel sind sie kaum das Geld werth, das die Verpackung mit der Etiquette kostet.

Nichtsdestoweniger gibt es für die Beseitigung keiner anderen Krankheit so sichere und kräftig wirkende Mittel, wie für Heilung jener Krankheitsvorgänge, welche Zahnschmerzen hervorgerufen. Es gibt keinen Zahnschmerz, den der wissenschaftliche Zahnarzt, wenn er einmal seine Ursache erkannt hat, nicht in kürzester Zeit entfernen könnte.

Selbstverständlich werden für die verschiedenen Zahnschmerzen die verschiedenartigsten Mittel angewandt werden müssen und mit dem sogenannten „Nervtödt“ allein wird es da nicht abgemacht sein, wo überhaupt kein Nerv mehr vorhanden ist. Ebenso wenig werden „Blutegel“ an das Zahnfleisch oder ein „spanisches Fliegenpflaster“ hinter das Ohr in allen Fällen nützen und stets wird man am sichersten sich Linderung verschaffen, wenn man sich dem Rathe eines gewissenhaftesten Arztes anvertraut. Schon daß so viele verschiedenartige Hausmittel gegen Zahnschmerzen empfohlen werden, die alle auf die verschiedenartigste Weise wirken, müßte dem Laien ein Beweis dafür sein, daß ihre Auswahl nicht auf einem vernünftigen Princip beruht und würde man alle die so häufig angewendeten Hausmittel einmal zusammenstellen, so würde diese Zusammenstellung entschieden besser in ein humoristisches Journal als in unsere ernste Abhandlung hineinpassen.

Zur Herausnahme eines kranken und schmerzhaften Zahnes wird sich heutzutage ein Zahnarzt nur dann entschließen, wenn nicht die geringste Aussicht vorhanden ist, daß der Zahn einstweilen wieder brauchbar werden könnte. Es gab früher eine Zeit, wo fast jeder schmerzhaft Zahn herausgezogen wurde und vor Einführung der englischen, nicht der fälschlich so genannten „amerikanischen“ Zahnzangen, die zuerst von dem Engländer Tomes vor etwa 20 Jahren der Oeffentlichkeit übergeben wurden, war die Operation des Zahnziehens in der That ein mitunter gefährlicher und darum ziemlich wichtiger chirurgischer Eingriff.

Betrachtet man die Instrumente, die vor dieser Zeit gebraucht wurden und studirt man die Methode der Anwendung des „Pelikans“, „des Ueberwurfs“, „des Schlüssels“ und wie alle die Marterwerkzeuge noch heißen mögen, die eher in eine Folterkammer, als in das Arbeitszimmer eines Arztes gehören und mit denen oft ein ganz feststehender Zahn zugleich mit einem Stücke Kiefer aus dem Gesichtsknochen buchstäblich herausgebrochen wurde, so sieht man ein, daß die Furcht vor dem Zahnarzte in früherer Zeit vielleicht nicht so unbegründet war und daß ein unglücklicher Zahnpatient eigentlich an zwei Uebeln zu leiden hatte. Das eine Uebel waren die Schmerzen, und das zweite, das entschieden noch viel schlimmere, war der Zahnarzt mit seinen Marterwerkzeugen.

Zur Herausnahme eines ganz feststehenden Zahnes, um den Schmerz zugleich mit dem schmerzhaften Körper zu entfernen, wird man sich jetzt wohl nur in den äußersten Fällen entschließen und zwar nur in solchen, bei denen man, nachdem man alle anderen Krankheiten ausgeschlossen hat, eine Neubildung entweder an der Wurzel oder in der Pulpa — Nervhöhle — vermuthet.

Außer in diesen Fällen und bei dem oben erwähnten schweren Durchbruch des Weisheitszahns wird man kaum jetzt noch wegen der Schmerzen allein einen Zahn entfernen. Dagegen wird man sich schnell entschließen, da zu operiren, wo der betreffende Zahn bereits lose in dem mit Eiter gefüllten Zahnfach sitzt, oder wo eine kranke Wurzel vorhanden ist.

Doch hütete man sich, die Geschicklichkeit des Zahnarztes nach der Geschwindigkeit zu bemessen, mit der er die Operation vollzieht. Ein vorsichtiger, behutsamer und geschickter Operateur wird sich nie bestreben, durch Schnelligkeit, sondern durch Ruhe und Sicherheit seinen Klienten zu genügen, schon aus dem Grunde, weil man bei mehrwurzligen Zähnen nie vorher zu bestimmen im Stande ist, ob die Wurzeln nicht nach außen oder nach innen gekrümmt sind, und man solche daher bei einem schnellen Operiren leicht abbrechen kann. Und darin besteht eben der Unterschied zwischen Zahnziehen und Zahnreißen, welches letztere gewöhnlich mit jenen unangenehmen Folgen verknüpft ist, die die Furcht vor der Operation und dem Zahnarzt mit Recht so sehr steigern.

Besteht neben einem kranken und schmerzhaften Zahne noch eine Geschwulst, so wird diese, falls sich bereits Eiter gebildet hat, kein Hinderniß zur Vornahme der Operation abgeben. Dagegen wird man das Ausziehen dann unterlassen müssen, wenn die Geschwulst neu gebildet und noch kein Eiter vorhanden ist. In diesem Falle wird man den Kranken doch nicht von seinen Schmerzen befreien, die bei der hier zu gleicher Zeit mitbestehenden Kieferentzündung zufolge der mechanischen Schädlichkeit nur noch heftiger auftreten dürften. Dies sind auch die Fälle, bei denen bereits die älteren Aerzte die Herausnahme des schmerzhaften Zahnes widerrathen.

Früher pflegte man auch vor dem Ausziehen das Zahnfleisch rings um den Zahn wegzuschneiden und den Patienten auf einen niederen Schemel setzen zu lassen und dergleichen Weitläufigkeiten mehr vorzunehmen, theilweise um sich der mangelhaften Instrumente wegen dadurch die Operation zu erleichtern, theils aber auch, um dem Patienten einen desto größeren Respekt von der Wichtigkeit der Operation beizubringen. Aber alle diese Manipulationen sind bei den englischen Zahnzangen nicht nöthig. Denn dieselben sind ganz genau nach der Form jedes einzelnen Zahnes gearbeitet und passen, da für jeden einzelnen Zahn im Ober-

wie im Unterkiefer ein besonderes Instrument vorhanden ist, ganz genau für jeden einzelnen Zahn. Hat man mit einem solchen Instrument erst den Zahn gefaßt, so bedarf es keiner besonderen Anstrengung, ihn aus seiner Verbindung mit dem Zahnfach zu lösen und dann behutend aus dem Kiefer ohne Beschädigung der umliegenden Theile herauszuziehen.

Denn ein Zahn, dessen Erhaltung nicht mehr möglich ist, kann und muß auf die leichteste Weise entfernt werden.

Da bisher nur vom Zahnschmerz die Rede war, so war es unmöglich, von den „überzähligen Zähnen“, von den zurückgebliebenen Milchzähnen, noch von jenen zwar nicht schmerzenden, aber zu dicht aneinander stehenden Zähnen zu sprechen, die unter gewissen Verhältnissen entfernt werden müssen. Ebenso paßte es sich auch nicht, aus den bereits oben entwickelten Gründen, für die verschiedenen schmerzhaften Zustände der Zähne verschiedene Heilmittel anzugeben. Das Wichtigste für den Laien in Bezug auf den Zahnschmerz ist, daß er sich Mühe gibt, demselben vorzubeugen. Denn dies steht vollständig in seiner Hand.

Wer von Zeit zu Zeit seine Zähne, selbst wenn sie durchaus nicht schmerzen, sorgfältig untersuchen läßt und die Verordnungen befolgt, die ihm sein Arzt gibt, der wird mit Sicherheit jeglicher Art von Zahnschmerzen entgehen. Denn in allen Fällen von Zahnschmerzen, sei es, daß sie zufolge einer plötzlichen Erkältung oder aus inneren Ursachen oder aus irgend einem anderen Grunde entstehen, beginnen die Schmerzen fast stets von einem kranken Zahne und würden nie eingetreten sein, wenn derselbe frühzeitig bemerkt und sofort richtig behandelt worden wäre.

Am Grabe Lenau's.

Am 23. August 1850 wurde Nicolaus Lenau in Weidling begraben. Viele, wenn auch nicht glückliche, so doch friedliche Tage verlebte der unglückliche Dichter in jenem reizend gelegenen Thale. Der Friedhof, in welchem Lenau ruht, gleicht in der That einem Blumengarten. Rechts vom Eingange dieser Friedensstätte fallen seltsam auf zwei Gräber, in echt orientalischem Stil gehalten. Eine Urne und eine kleine Pyramide aus Granit mit unleserlicher Zeichenschrift in Gold zielt die Hügel der Tochter und des Vaters Hammer-Burgstalls, Directors der orientalischen Akademie. Zwei Schritte weiter davon ruht Lenau. Eine mittelgroße Granitpyramide steht zu Füßen des Dichters, worauf in der Mitte in Medaillonform aus Erz sein Bild prangt; oberhalb desselben ist ein kleiner goldener Stern und unterhalb des Bildnisses mit goldenen Lettern der Name „Lenau“ angebracht. Ein schwarzeisernes Gitter faßt das Grab ein, auf dem weiße und rothe Rosen blühen. Eine Trauerweide beschattet beinahe den ganzen Stein und eine Silberpappel steht flüsternd am kleinen Eingange, als wollte sie uns gleichsam einladen, näher zu treten und zu schauen, wen dieser Hügel birgt.

Aber wie viele Menschen gehen hier theilnahmslos vorüber, — wie Viele lesen den berühmten Namen, ohne dessen zu gedenken, der uns so Schönes schuf!

Zu den Füßen des Dichters befindet sich ein Grashügel, aber weder Kreuz noch Stein verräth, wer hier ruht und doch — Welch seltsamer Zusammenhang zwischen diesen beiden Gräbern!

Im August des Jahres 186* verbreitete sich im Dorfe die Nachricht, ein alter Spielmann sei auf der Thürschwelle des Friedhofes todt aufgefunden worden; es ergab sich, daß kein gewaltthätiger Tod den alten Mann darnieder warf. Zwei Tage darauf, am Todestag Lenau's, eben als ich beschäftigt war, um des Dichters Stein ein einfach Laubgewinde zu befestigen, senkte der Todtengräber den alten Spielmann ins Grab; es ergriff mich seltsam. Keine Thräne aus liebem Auge geweint, keine Scholle Erde von Freundes Hand gestreut. Mechanisch warf der Mann das Grab zu und stampfte es fest.

Lange Zeit darauf, als ich wieder einmal die Stätte des Friedens aufsuchte, fand ich an dem kahlen Hügel eine Frau in tiefsten Schmerz versunken. Nicht Neugierde, nur wahres Mitgefühl führte mich der Armen näher, als sie das Grab verließ. Auf meine Frage, ob dieser Spielmann wohl ein Verwandter von ihr war, erfuhr ich denn: „Es ist mein Vater!“ Aufgemuntert durch meine Theilnahme erzählte mir die ärmlich aussehende Frau, deren Züge einstige Schönheit verriethen, daß sie nicht immer arm gewesen und früher bessere Tage erlebt hatte. Ihre Familie wurde durch unaußgesetzte Schicksalsschläge an den Bettelstab gebracht. Was sie nicht durch Menschen verloren, das raubte ihr der Tod. Ihr Vater erblindete, sie selbst durch die Gicht zum Krüppel gemacht, konnte für das tägliche Brod nicht arbeiten. — Da, in dieser gräßlichen Noth, nahte sich ihnen durch einen Zufall als Retter — Lenau.

„Mein Vater saß an einer Straßenecke,“ erzählte die arme Frau, „als sich ihm ein Herr theilnehmend näherte und befragte, wie lange und wodurch er erblindet sei. Eine getreue Schilderung von Allem bestimmte den edlen Herrn, unsere trostlose Lage zu mildern. Er ließ meinen alten Vater durch einen Augenarzt untersuchen und es ergab sich, daß das eine Auge noch zu retten wäre; eine Operation, und er sah wieder, sah seinen Freund, seinen Retter, der auch ferner seine milde Hand uns nicht entzog. Das wiedersehende Auge erlaubte seiner Schwäche wegen meinem Vater keine anstrengende Beschäftigung. Aus dieser Ursache kaufte ihm unser Wohlthäter eine Drehorgel, mit der der alte Mann von Straße zu Straße zog. Nicolaus Lenau, denn als solcher gab er sich zu erkennen, verschmähte es nicht, zeitweilig uns zu besuchen; er las uns seine Gedichte vor und tröstete mich und meinen alten Vater liebevoll über unser Schicksal. Mit einem Male blieb Lenau aus, Woche um Woche verging, unser Wohlthäter kam nicht — bis wir eines Tages hörten, unser Freund sei wahnsinnig geworden. Welch ein Schmerz dies für uns war, vermag ich nicht zu schildern. Endlich hörten wir von seinem Tode. — Ich lag drei volle Jahre krank darnieder, mein Vater zog noch immer mit seiner Drehorgel umher, um uns zu ernähren. Da, von Sehnsucht getrieben, suchte er das Grab unseres Wohlthäters auf — er fand es, spielte — doch das Weitere wissen Sie ohnedies!“

Schließlich fuhr die arme Frau fort: „Als mein Vater so lange nicht zurückkehrte, ergab sich meinen ängstlichen Nachforschungen, daß er todt — begraben sei! Hier ruht er jetzt, neben seinem Freunde, seinem Retter, durch dessen Hilfe er noch einmal das Licht der Sonne, die Schönheit der Natur schauen konnte!“

Edith Helmers.

Ein Sammler.

Von Julius Stettenheim.

Es wäre eine ganz interessante Aufgabe, die Quellen einer der unheilbarsten und gefährlichsten Krankheiten aufzufuchen: der Sammelwuth.

Denn der gelehrte Sammler werthvoller Kunstwerke, wie der Sammlung von Briefmarken, Jeder ist entschieden durch irgend einen geheimen Beweggrund zu seiner, erst nach und nach in Sammelwuth ausartenden Liebhaberei geführt worden.

Ich habe einen liebenswürdigen Justizrath gekannt, welcher eines Tages das Unglück hatte, in einer Wohlthätigkeitslotterie eine Schnupstabsdose zu gewinnen. Der Gewinner schnupfte nicht, er hatte noch niemals im Leben seine Nase verewaltigt, und sah Männer, welche ihm in der Gesellschaft ihre Dose zu einer Priße zumutheten, mit einem unbeschreiblich mittheiligen Lächeln an. Daß der alte Fritz geschnupft habe, glaubte er ungern und hielt am liebsten die Westentasche, aus der der König seinen Tabak schöpfte, für eine boshafte Erfindung demokratischer Zeitgenossen, welche Friedrich den Großen zu verkleinern trachteten. Kurz, er meinte, der Schnupstabs wäre für die Nase, was die Wasserpest für das Flußbett sei. Und dieser Mann gewann, wie gesagt, eine Dose, und seit dieser Stunde sammelte er Dosen. Sie hatte es ihm angethan; das Pferd, welches auf dem Deckel besagter Dose dahingalopirte, hatte den bösen Blick. Wenigstens behaupteten dies seine weinenden Erben, welche eines Tages einen Nachlaß von mehreren tausend leeren Dosen anzutreten genöthigt und darüber außer sich waren. „In den öden Tabatiären wohnte das Grauen“, das ganze Vermögen des alten Herrn war in den kleinen, schmalen Tabakfärgen begraben!

Was einen Menschen an das Krankenbett der Autographomanie fesselt und ihn nöthigt, Tintespuren berühmter Sterblicher nachtwandelnd aufzuzuchen, — ich weiß es nicht. Ich kenne bloß die Symptome und den größtentheils sehr unglücklichen Verlauf der Krankheit. Dieser äußert sich häufig höchst sonderbar. Es gibt Sammler von Verbrechern, speciell von zum Tode Verurtheilten. Sie pürschen sich förmlich auf solchen Unglücklichen an, umzingeln den Gefängnißwärter mit Geschenken und

Schmeicheleien und erhalten endlich eine Zeile aus der Antichambre des Schaffots, worüber sie in Entzücken gerathen. Mir fällt hier ein, daß in Hamburg einst ein Mörder, der sein Leben durch eine besonders scheußliche That verwirkt hatte, durch den Kerkermeister veranlaßt worden war, einige Zeilen für die fürchterliche Sammlung zu schreiben. In seiner Zeile lag denn auch schon seit einigen Stunden das nöthige Schreibmaterial, aber der Verurtheilte hatte während seines ganzen Lebens einen nur ganz mäßigen Gebrauch von der Kunst des Schreibens gemacht, und der Augenblick, ihn zu veranlassen, „die Feder zu ergreifen“, war entschieden nicht sehr günstig gewählt. Und doch wollte er dem Gefängnißwärter nicht ungeschicklich erscheinen. Er setzte daher auf den sauberen Quarzbogen in etwas schmuckloser plattdeutscher Ausdrucksweise die bescheidene Anfrage: „Wat sall ic denn an den Egel schreiben?“ und schickte dies Schriftstück mit einem wachhaltenden Beamten an den Gefängnißwärter hinunter. Aber ich weiß nicht, wie es kam, dem Gefängnißwärter fiel gleichfalls nichts ein, der Verurtheilte wurde hingerichtet, und der Sammler mußte sich damit begnügen, aller Welt mit großem Stolz zu zeigen, daß der verewigte Mörder ihn einen Egel genannt hatte.

Diese Injurie ist eine der werthvollsten Stücke seiner kostspieligen Mappe.

Viel rührender ist die Geschichte eines Sammlers, den ich „Unser Freund“ nennen will.

Unser Freund war ein Sammler aus unglücklicher Liebe. Er ist also einer der merkwürdigsten Bürger der „kleinen Narrenwelt“.

Unser Freund kam eines Tages, auf dem blonden Lockenhaupt den unsichtbaren Doctorhut, von der Universität in seine Geburtsstadt heim und verliebte sich in seine ausblühende Nichte. Julie hieß diese Nichte.

Es ist ein schreckliches Schicksal, sich in seine Nichte zu verlieben, und ich will keinem rathen, dies zu thun. Man weiß fast nie, aus wie vielen Theilen Verwandtschaft und wirklicher Zuneigung die Zärtlichkeit einer Nichte zusammengesetzt ist. Auch Julie sagte eines Tages zu unserm Freund: „Liebes Onkelchen, gratulire mir, ich bin Braut!“

Wie aber die Aufmerksamkeit seiner spottfüchtigen Freunde und Kollegen ablenken und doch das Ebenbild Juliens stets vor sich haben, es zur Hand nehmen, begeistert davon reden können? Er wußte es schon. Er umgab seine Statuette mit anderen Kunstwerken, er legte ein kleines Museum an, er wurde Sammler aus unglücklicher Liebe.

Freilich, bald ergriff ihn die Sammelwuth, welche nicht mit sich spaßen läßt. Aber während er die Gefäße, die Gemälde, die Folianten, all die seltsamen und werthvollen Ueberbleibsel der Vergangenheit erfreut mit dem Geiste ansah, seine Statuette sah er mit dem Herzen an. Und wenn er seine Sammlung sorgfältig abstäubte, seine Statuette brauchte nicht von den noch so weichen Federn berührt zu werden, von ihr hatte schon sein Athem jedes Stäubchen entfernt, so eine Art des Küssens aus der Entfernung.

Unser Freund wurde alt und veränderte sich sehr, der blondlockige junge Doctor war längst nicht mehr zu erkennen. Aber seine Julie blieb, wie sie geschaffen war, jung, schlank, und die Arme, mit denen sie die Schale emporhielt, waren weiß und voll geblieben...

Julie, die lebende, verheirathete Nichte Julie, hat der Liebe unseres Freundes wohl längst vergessen, und unser Freund sah sie sehr, sehr lange nicht. Das ist auch kein Unglück, sie geht immer mit einem ganz langen Jungling spazieren, der ihr Sohn ist.

Diesem Sohn hat unser Freund übrigens sein Vermögen vermacht; er sammelt feurige Kohlen auf Juliens Haupt.

Er ist, wie man sieht, ein edler und liebenswürdiger Sammler!



Der Kunstfreund. Originalzeichnung von Stammel.

Unsern Freund machte diese Mittheilung zu dem bekanntesten Unglücklichen aller Sterblichen. Er war es aber wirklich. Er war erst untröstlich und dachte an Selbstmord. Dann machte er unzählige Sonette auf sein Schicksal. Sonette zerstreuen. Unser Freund ward ruhiger, dann Mitglied und Stammgast eines beliebigen Vereins, hierauf mädchenstreu, und so rannte er dem Hagestolzenthum entgegen.

In einem Moment des Glücks, wie er ihn nie zu erleben hoffen durfte, fand er bei einem Künstler eine prächtige Statuette, die er fast zerrimmert hätte, so hastig riß er sie von der Console. Mit einem Gemisch von Behmuth und Entzücken sah er sie an. „Das ist Julie!“ rief er. „Wie ihr aus dem Gesicht gemeißelt!“ Der Künstler lachte und hielt ihn für toll. War er es denn nicht? Liebt er nicht unglücklich?

Er erwarb die Statuette und entführte sie in sein Haus. Es störte ihn nicht, daß sie eine Schale emporhielt, während „seine“ Julie niemals solche Kraftproben abgelegt hatte. Aber es war ihr Kopf, ihre Gestalt... ach, dieser Kopf, ach, diese Gestalt! Unser Freund schwur, sich nie wieder von seiner steinernen Geliebten zu trennen, er mußte sie täglich ansehen, mit wechselnden Gefühlen, beglückt, gekränkt, vernichtet und beseligt.

die um so interessanter und wahrer, je unbeabsichtigter sie ist. Ueberall gewahren wir den Dichter selbst, sei es im Kampfe gegen literarische Coterien, gegen die Verkehrtheiten der Mode, die Verschrobenheiten des bürgerlichen Lebens und die Ansitten der höchsten Kreise, sei es im Kampfe gegen sich selbst, gegen die Schwächen, deren er sich anlagte, gegen die Leidenschaften, die ihn beherrschten, und von denen er sich dadurch zu befreien hoffte, daß er sie selbst auf der öffentlichen Bühne verspottete. Wir finden nicht nur den Dichter in den Molière'schen Lustspielen wieder; auch seine Freunde und Feinde, seine Gönner und Reider, bekannte Persönlichkeiten am Hofe und vor Allem diejenigen, mit welchen er beständig Umgang pflegte: seine Kollegen vom Theater und die Personen seines Hausstandes sind ohne Schwierigkeit unter der Maske der Molière'schen Dichtung zu erkennen. Bisweilen hat er es nicht einmal für nöthig gehalten, auch nur die Namen der Originale zu verändern. In den „Pretziosen“ und in dem „Impromptu de Versailles“ treten die Mitglieder der Molière'schen Schauspielergesellschaft unter ihrem wahren Namen auf; in einem anderen Lustspiele erscheint seine Magd ebenfalls unter ihrem wahren Namen; in der Posse „Die Liebe als Arzt“ und in dem Lustspiele „Gelehrte Frauen“ verspottet er Altbekanntes

Molière und die Frauen.

II.

Unter einem alten Holzschmitt, welcher Molière darstellt, stehen die Worte: „Der Abschreiber der Natur“. Und auf Molière paßt dieser Ausdruck auch vollkommen. Mir ist kein Dichter bekannt, welcher in seinen Werken in dem Maße die Wirklichkeit poetisch gestaltet, die Personen seiner Umgebung und sich selbst so getreu gezeichnet, wie dies Molière gethan hat. Fast in jedem seiner Lustspiele finden wir den Ausdruck der Empfindungen, welche ihn persönlich bewegten, zur Zeit, als er an dem betreffenden Lustspiele arbeitete; seine Werke enthalten, wenn man sie der Entstehungszeit nach betrachtet, eine Selbstbiographie.

Pariser Größen, Aerzte und Bedanten, und gibt ihnen so durchsichtige Pseudonyme, daß man schon an den falschen Namen die geschilderten Persönlichkeiten erkennen mußte, selbst wenn sie nicht durch ihre Lächerlichkeiten hinreichend deutlich charakterisirt worden wären.

So sind denn die Molière'schen Werke die eigentliche Quelle für alle Biographen Molière's geworden und bieten für die sehr dürftigen und lückenhaften Aufzeichnungen, welche die zeitgenössische Literatur über Molière's Leben uns hinterlassen hat, die posthumste Ergänzung und den reichsten Ersatz; sie enthalten die wahre Geschichte seines Seelenlebens, von welchem uns die Zeitgenossen des Dichters so gut wie nichts zu berichten wissen; sie erzählen uns die Freuden und besonders auch die Leiden seines fühlenden Herzens; sie lassen uns endlich erkennen, einen wie bedeutenden Einfluß die Frauen seiner Umgebung auf ihn und sein ganzes geistiges Schaffen gehabt haben.

Eine Frau war es, welche Molière dazu bestimmte, die Robe des Advocaten bei Seite zu werfen und die Bühne zu betreten. Man weiß, daß Molière der Sohn eines angesehenen Pariser Bürgeres, des wohlhabenden Tapeziermeisters Poquelin war, der auch bei Hofe eine kleine Charge bekleidete. Dieser ließ sich durch die Anlagen und den Eifer seines Sohnes bestimmen, ihn die wissenschaftliche Laufbahn einschlagen zu lassen. Nachdem der junge Hans Poquelin auf dem bedeutendsten Pariser Gymnasium eine genügende Vorbildung erhalten und sich namentlich unter dem Einflusse seines prächtigen Lehrers, des hervorragenden Philosophen Gassendi, schnell entwickelt hatte, bezog er die Universität, promovierte in Orleans und ließ sich darauf in Paris als Advocat einschreiben.

Aber das ruhige freund- und leidlose Dasein, das ihm bestimmt zu sein schien, reizte ihn wenig, und die Rechtsbücher übten auf ihn weniger Anziehungskraft als die unsinnigen Possen und eccentricischen Späße, welche in den Bretterbuden, die den Namen „Theater“ trugen, zur Aufführung kamen. Da war namentlich am Pont Neuf eine solche aus Latten zusammengefügte Bude, in der er regelmäßig jeder Vorstellung bewohnte. Sie führte die stolze Benennung: „hochberühmtes Theater“ (illustre théâtre), und die Hauptkünstler gehörten sammt und sonders derselben Familie an: es waren die Bejards. Die älteste Tochter, Madeleine, damals eine blendende Schönheit in der Mitte der zwanziger Jahre mit wundervollen ins Rötliche hinüberpielenden Haaren, war gleichsam die Directorin, und die Festigkeit ihres Charakters, ihr energisches Auftreten, ihre Umsicht und Klugheit befähigten sie auch in hohem Maße zu einer derartigen Stellung.

Madeleine gehörte schon seit geraumer Zeit der Bühne an; ihr schauspielerisches Talent war in der Komik und in der Tragik gleich bedeutend, und es ist leicht zu begreifen, daß der junge Poquelin an der vielumworbenen Künstlerin bald großes Interesse nahm. Er suchte und fand ihre persönliche Bekanntschaft, er gewahrte in ihr bedeutende Eigenschaften des Geistes, er bewunderte ihr Talent, ihre Schönheit, ihre geselligen Gaben; und da auch sie für den jungen Gelehrten, welcher dem Theater eine leidenschaftliche Verehrung entgegenbrachte und darüber seine juristischen Studien ganz bei Seite warf, aufrichtige Theilnahme und wirkliche Sympathie fühlte, so knüpfte sich bald zwischen der

schönen Künstlerin und dem Sohne des Tapeziermeisters das Band einer innigen Freundschaft. Durch dieses Verhältniß reifte in dem jungen Advocaten der Entschluß, von seiner bisherigen Laufbahn abzugehen und den dornenvollen Weg der Kunst einzuschlagen. Er verließ das elterliche Haus, legte seinen Familiennamen ab, weil er denselben nicht dem Urtheile des launenhaften Parterres preisgeben wollte, nannte sich nunmehr Molière (der Name ist wahrscheinlich aus dem Lateinischen gebildet, von „moliri“ und „molieris“, würde also heißen: „du wirst streben, ringen“) und trat in die Gesellschaft des „hochberühmten Theaters“ als Schauspieler ein.

Obgleich Molière durch seinen Eifer und seine Begabung sehr

deleine tröstete ihn für alles Unglück; in den trüben Tagen hielt sie ihm standhaft und treu zur Seite, ermutigte ihn, wenn er den Kopf sinken ließ, und gab ihm den Muth wieder, wenn er verzagte. Aus zahlreichen Andeutungen, welche in den Molière'schen Lustspielen enthalten sind, läßt sich in der That mit ziemlicher Sicherheit feststellen, daß Madeleine, so lange Molière und die Seinen mit dem Glend zu kämpfen hatten, den allergünstigsten Einfluß auf ihn geübt hat. Sobald aber das Schicksal sich wendete und glücklichere Zeiten für Molière kamen,kehrte Madeleine auch die unangenehmeren Seiten ihres Charakters hervor; sie war nicht mehr die umsichtige, treu beratende, ermutigende und energische Freundin, sie zeigte sich als das herrschsüchtige, ehrsüchtige Weib, das die

Zügel in der Hand behalten wollte und Molière durch beständige Opposition und argwöhnisches Bewachen eines jeden seiner Schritte das Leben zur Hölle machte. Es ließ sich das umsomehr begreifen, als Madeleine, die in der That zeitweilig die Alleinherrschaft über Molière und seine Gesellschaft beissen hatte, in der Provinz gefährliche Nebenbuhlerinnen fand, welche ihr die Herrschaft zum Mindesten streitig machten.

In Lyon hatte nämlich die Molière'sche Truppe durch zwei vorzügliche Künstlerinnen sich verstärkt, die beide auf Molière's Leben mitbestimmend einwirkten sollten. Die eine hieß Mademoiselle Duparc. Es war ein vollendet schönes Weib; ihre ganze Erscheinung war von unbeschreiblicher Grazie; das volle schwarze Haar, das feurige Auge, die scharfgeschnittene, etwas geschwungene Nase, der kleine, trockne Mund und die hohe, majestätische Gestalt gaben dem herrlichen Weibe den Charakter einer Fürstentochter aus den Märchen des Morgenlandes. Sie besaß ein seltenes Darstellungstalent,

in noch höherem Grade aber das Talent des Tanzes. Bei der Gelegenheit sei bemerkt, daß die Duparc die eigentliche Erfinderin der noch heute bestehenden choreographischen Kunst, des Bühnentanzes, und des noch heute dabei angewandten Kostüms ist. Ihr Charakter gehörte nicht zu den angenehmsten; sie war sich ihrer Schönheit nur zu sehr bewußt; sie war hochtrabend, egoistisch und kalt, und dabei eine unangenehme Kameradin.

Ganz den Gegensatz zu dieser halb orientalischen, halb antiken Schönen bildete die amuthige, reizende Mademoiselle Debrie mit ihren blonden Haaren, ihren blauen, treuen Augen und dem immer freundlichen Lächeln. Mademoiselle Debrie war die Lieblichkeit und Naivität selbst, und in ihr fand, solange er lebte, treu zur Seite stand. Ihr klagte er sein Leid, ihr vertraute er sich ganz, und sie verjagte von seiner Stirne die dunkeln Furchen des Kummer und der Sorge. Bis zum Tode Molière's blieb Mademoiselle Debrie seine wahre Freundin, und die amuthigsten Rollen in Molière's Lustspielen sind für sie geschrieben und von ihr gespielt worden. Es sind immer die sanften, liebenswürdigen Freundinnen, die ruhigen, verständigen, amuthigen Mädchen: die kindliche Marianne im „Tartuffe“, die reizende Glante im „Menschenfeind“, die unschuldige Agnes aus der „Schule der Frauen“, und die sanfte Isabelle aus der „Schule der Chemänner“ — das sind die Rollen, welche zuerst von Mademoiselle Debrie gespielt worden sind und zu welchen diese allerliebste Künstlerin Modell gegeben hat. Die hochmüthigen, stolzen Schönen wurden fast alle von Mademoiselle Duparc gespielt.



Molière und die La Forêt. Originalzeichnung von D. Wisniewski.

bald die Seele des ganzen Unternehmens wurde, so brachte ihm doch seine Stellung in den ersten Jahren wenig Ermutigung und viel Enttäuschung. Mit dem Trommler zog Molière über den Markt und durch die benachbarten Straßen, um das Publicum vom Anfang der jedesmaligen Vorstellung zu benachrichtigen; auf dem Marktschreiergerüste erschien er dann, umgeben von seinen sämtlichen Colleginnen und Kollegen, um das Publicum noch einmal auf den Reiz des bevorstehenden Schauspiels aufmerksam zu machen und es zum Besuche in eindringlichster Weise aufzufordern. Aber trotzdem wollte das Geschäft nicht blühen, und das „illustre théâtre“, das eine Zeit lang ganz erträgliche Einnahmen gehabt hatte, wurde immer leerer und leerer, so daß schließlich die bittere Noth über die Gesellschaft hereinbrach. Da entschloß sich Molière mit seiner Gesellschaft der unbankbaren Hauptstadt den Rücken zu kehren und in der Provinz seine Künste zu zeigen. Ma-

Molière einen tröstenden Engel, der ihm, solange er lebte, treu zur Seite stand. Ihr klagte er sein Leid, ihr vertraute er sich ganz, und sie verjagte von seiner Stirne die dunkeln Furchen des Kummer und der Sorge. Bis zum Tode Molière's blieb Mademoiselle Debrie seine wahre Freundin, und die amuthigsten Rollen in Molière's Lustspielen sind für sie geschrieben und von ihr gespielt worden. Es sind immer die sanften, liebenswürdigen Freundinnen, die ruhigen, verständigen, amuthigen Mädchen: die kindliche Marianne im „Tartuffe“, die reizende Glante im „Menschenfeind“, die unschuldige Agnes aus der „Schule der Frauen“, und die sanfte Isabelle aus der „Schule der Chemänner“ — das sind die Rollen, welche zuerst von Mademoiselle Debrie gespielt worden sind und zu welchen diese allerliebste Künstlerin Modell gegeben hat. Die hochmüthigen, stolzen Schönen wurden fast alle von Mademoiselle Duparc gespielt.

In der Provinz hatte die Molière'sche Gesellschaft mit der Zeit großen Ruhm erlangt. Der Director selbst hatte schon angefangen, einige kleine Stücke zu schreiben, welche mit großem Beifall aufgeführt wurden. Noch mehr aber als durch seine Dichtungen der ersten Zeit war er bedeutend durch sein Talent als Regisseur; und durch sein beständiges Zusammenleben mit den Schauspielern und namentlich durch seinen Verkehr mit den drei eben genannten Schauspielerinnen bildete sich allmählich ein so vorzügliches Ensemble, daß man es nun wagen konnte, mit Aussicht auf Erfolg nach Paris zurückzukehren. Das Wagniß wurde ausgeführt und gelang vollkommen. Schon durch die erste Vorstellung wurde der Ruf der Molière'schen Gesellschaft in Paris begründet, und jede neue Vorstellung befestigte denselben. In Paris war es auch, wo Molière zum ersten Male als selbstständiger Dichter auftrat; seine bisherigen Dichtungen waren einfache Nachahmungen der italienischen und spanischen Muster gewesen. Molière war inzwischen in das Alter der Reife vorgerückt, und er war über 37 Jahre alt, als er mit seinem ersten Originalstück hervortrat. Zum großen Dichter sollte ihn erst die Liebe machen, und zwar die unglückliche Liebe.

Es war da in der Gesellschaft der Molière'schen Schauspieler ein kleines Kind, das Molière hatte aufwachsen sehen, das er auf den Knien geschaukelt und dem er die Zuneigung eines Vaters geschenkt hatte. Armande hieß sie und sie führte denselben Familiennamen, der in der Molière'schen Gesellschaft von vier oder fünf Künstlern getragen wurde: Bejard. Man gab sie aus als die jüngste Schwester Madeleine's, die allerdings vierundzwanzig wohlgezählte Jahre älter war als Armande; und wir wollen diese Annahme ohne weitere Nachforschung acceptiren.

Armande hat keine glückliche Kindheit erlebt; sie ist in irgend einem verborgenen Städtchen der Provinz erzogen worden und als kleines Mädchen von acht Jahren zu den Schauspielern gekommen, deren unstätes Leben in der Provinz sie zu theilen hat. Das Familienleben ist ihr unbekannt. Madeleine behandelt sie unfreundlich mit lieblicher Laune, und das unglückliche Kind findet nur bei einem Einzigen nach unbilliger Züchtigung ein herzliches Wort und liebevolle Befragung: und das ist Molière. Ohne daß Molière selbst es bemerkt, wächst Armande heran und aus der Kriechspur der Kindheit erschließt sich die jugendliche Kose. Molière behandelt das Kind wie einen verzogenen Liebling, den die Natur in jeltener Weise geistig und körperlich begünstigt hat. Es kommt die Zeit, da er nicht mehr unbefangenen mit ihr spielen kann, und nun verdrängt eine verhängnißvolle Gewalt die väterliche Zuneigung und setzt an ihre Stelle die wahre, leidenschaftliche Liebe. In dem Herzen des vierzigjährigen Mannes erwacht die Liebe für das kleine Mädchen, das kaum die Rippe bei Seite gelegt hat.

Molière machte sich die Situation vollständig klar, er vergegenwärtigte sich die Thorheit, die er im Begriff stand zu begehen, aber er sah kein Mittel, den wider ihn hereinbrechenden Sturm zu beschwören. Nur eine schwache Hoffnung blieb ihm noch: die Selbstverpöthung. Er brachte sich mit seiner Verwirrung, brachte das junge Mädchen, das seinen Wahn verschuldete, er brachte sein ganzes Herz mit seinen traurigen Vorahnungen und harten Kämpfen auf die Bühne, und aus seinem Zimmer und Schmerz machte er ein lustiges Lustspiel, „die Schule der Chemänner“. Ganz Paris sollte über Sganarell lachen, über den störrischen, mißtrauischen alten Narren, der das Herz einer blühenden Jungfrau gewinnen will, über Molière, der Armanden zu freien gedenkt!

Und wie sagte Armande die Sache auf? Sie erblickte in der Verehrung, welche der schon weit und breit berühmte Molière ihr darbrachte, eine glänzende Genugthuung für die erlittene Unbill; sie sah sich leuchtend aus dem Dunkel hervortreten, als Kind schon eine berühmte Frau. Eitelkeit und Koketterie, vielleicht auch etwas Dankbarkeit gegen ihren früheren Freund und Wohlthäter bestimmten sie dazu, die ersten schüchternen Urträge nicht zurückzuweisen; und eines Abends, als Armande reizender und verführerischer war denn je, und Molière im vollen Drange seines Herzens die mahnende Stimme der Vernunft gewaltsam unterdrückte, wurde er der vierzigjährige Bräutigam einer neunzehnjährigen Braut. Am 14. Februar 1662 fand die Vermählung statt.

In der Ehe hat Molière fast keine frohe Stunde mehr erlebt. Molière liebte seine Frau wahr und innig, und sie gab ihm durch ihr Benehmen allen Grund, unglücklich zu sein. Aus den Aufzeichnungen, welche Molière selbst und seine Zeitgenossen über Armande uns hinterlassen haben, kann man mit Leichtigkeit begreifen, daß sich ein Mann wie Molière in sie verlieben und daß sie einen Verliebten unglücklich machen konnte. Es war ein gar absonderliches kleines Geschöpf, witzig und pridelnd, und vor Allem originell. Ihre Stimme hatte einen wunderbar seltsamen Klang; sie klebete sich zwar nicht modisch, aber mit ausgeuchtem Geschmack, und war in Bezug auf die Mode gleichsam die bestimmende Herrscherin. Sie war die bedeutendste Schauspielerin der Molière'schen Gesellschaft. „Wenn sie an ihren Haaren eine widerspenstige Rolle zurechtlegt, eine Schleife an ihrem Kleide glättet oder an ihrem Schmucke spielt, so steckt hinter diesen kleinen Manieren immer eine kleine geistreiche und verständige Satire. Trotzdem würde sie nicht so außerordentlich gefallen, wenn der Klang ihrer Stimme nicht gar so rührend wäre; sie weiß das auch ganz genau und versteht es, für jede Rolle ein anderes liebliches Organ zu wählen.“ So berichten die Geschichtschreiber des „théâtre français“, welche Armande auf den Brettern gesehen haben. In ihrem Wesen hatte sie eine gewisse Lässigkeit und Bequemlichkeit, die sie zum Entzücken kleidete — „eine wundervolle Trägheit in den Bewegungen“, nennt es ein Zeitgenosse. „Bis in die geringfügigsten Kleinigkeiten war sie anmuthig, trotz ihrer sonderbaren Manieren;“ dies ist das Urtheil einer ihrer Colleginnen.

Das reizendste Portrait hat uns Molière selbst geliefert. „Sie hat freilich kleine Augen,“ sagt er, „aber sie sind feurig, glänzend, sprühend und so reizend, wie man nur etwas sehen kann. Vielleicht ist auch ihr Mund etwas groß; aber er besitzt einen Reiz, der jedem anderen Munde fehlt; er ist so lieblich und so liebenswerth, wie kein anderer auf der Welt; ihre Figur ist freilich nicht groß, aber hübsch, geschmeidig, zierlich; in ihrer Sprache und in ihren Bewegungen hat sie eine gewisse Affectirtheit und ungewöhnliche Lässigkeit, das ist wahr, aber bei alledem ist sie ungezogen. Ihre verführerischen Bewegungen haben ich weiß nicht welchen zauberhaften Reiz, um sich ins Herz hineinzuschleichen; sie besitzt den allerfeinsten und delicatsten Geist, ihre Unterhaltung ist entzückend; sie ist launisch und eigenmüthig; aber an den Schönen ist Alles schön und Alles erträgt man von den Schönen.“

Nur die Flitterwochen scheinen glücklich verlaufen zu sein, und in der glücklichsten Stimmung, in der sich Molière damals befand, schrieb er ein kleines Lustspiel „die Västigen“, das diese Stimmung vollständig wieder spiegelt. Da stand er auf der Bühne neben seiner geliebten, jungen, schönen Frau, und da sprach er zu ihr:

„Darf ich denn wirklich glauben, was Du sagst, Und liebst Du mich so recht von ganzem Herzen? Ich will Dir blindlings traun'n. Du bist mein Alles! Was Du die Güte hast zu sagen, glaub' ich. Täusch', wenn Du willst, mich Armen, der Dich liebt, Ich will Dich dennoch bis zum Grabe lieben. Verachte selbst mein Herz, verweigere mir Das Deine, wende Dich zu einem Andern, Von Deinen Reizen will ich Alles tragen, Will sterben, aber niemals mich beklagen!“

Die Zeit des ungetrübten Glückes war aber nur von kurzer Dauer. Armande verachtete in der That das liebende Herz und „wandte sich zu einem Andern“, und Molière konnte das Versprechen „zu sterben ohne zu klagen“ doch nur zur Hälfte erfüllen; er konnte sterben, aber er mußte die Leiden seines Herzens den befreundeten Seelen mittheilen. Und da war es denn wieder die sanfte Debie, und seine treuen Freunde Chapelle und Lafontaine, bei denen er Muth suchte und die Kraft zum Schaffen in sich aufsuchte. Mit seinem Unglück entwickelte sich erst sein volles dichterisches Talent, und gerade diejenigen Lustspiele, zu welchen er durch seine Leiden angeregt wurde, sollten die bedeutendsten werden. An der Spitze dieser individuellen Dichtungen steht „der Menschenfeind“, der mit dem „Tartuffe“ und den „gelehrten Frauen“ um die Ehre, das beste Lustspiel der französischen Literatur zu sein, wetteifert.

Einen wundervollen Gegensatz zu der lieblosen und leichten Armande bietet der Molière'sche Haushalt einer anderen Frau, die ebenfalls dem Dichter die Anregung zu einigen seiner köstlichsten Figuren gegeben hat; und das ist die gute La Forêt, seine Magd. Sie muß einen ganz vorzüglich gesunden Menschenverstand besessen haben, die brave Alte, die ihren Herrn hegte und pflegte wie ein krankes Kind. Molière wußte ihre Eigenschaften auch sehr wohl zu schätzen. Und seltsam — bei ihr, der ungelehrten Bäuerin, die ein frevelhaftes Französisch sprach, holte er sich Rath für seine literarischen Arbeiten. Es ist eine bekannte und von den Zeitgenossen berichtete Thatsache, daß er ihr seine Lustspiele zuerst vorlas, und den Eindruck, den dieselben auf sie machten, aufmerksam beobachtete. Er bemerkte bald, daß seine berbe La Forêt immer das Richtige traf, und daß ihr instinctives Urtheil immer bei der öffentlichen Aufführung von dem Parterre bestätigt wurde: wenn sie lachte, so lachte später auch das Publicum, und wenn sie gähnte oder un aufmerksam wurde, so war auch bei der Aufführung eine Verminderung des Interesses auf Seiten der Zuhörer sichtlich wahrzunehmen; und so wurde sie denn für ihn eine wahre kritische Autorität. Er änderte die Stellen, die der naturwüchsigen Magd nicht gefallen hatten, las sie ihr dann noch einmal vor und freute sich, wenn die Umarbeitung einen günstigeren Eindruck hervorbrachte. Und wie prächtig verstand sie ihren Herrn zu behandeln! Freilich war sie oft vorlaut und gar zu derb; und sie bekam auch manche Unannehmlichkeiten von ihrem launischen und tief sinnigen Herrn zu hören. Aber das war ihr ganz gleichgültig; die wahre Theilnahme, die sie für Molière empfand, sprach sich überall so unverhohlen und wahr aus, daß sie den grimmigen Herrn schließlich immer entwaffnete. Ohne Zweifel hat sich die Scene, welche Molière im „Tartuffe“ schildert, in seinem Hause zu hundertmalen wiederholt, und man kann getrost statt der Namen „Dregon“ und „Dorine“ Molière und La Forêt setzen.

Molière.
Es scheint wahrhaftig,
Sie will mich lehren, wie man leben soll!
La Forêt.
Viel besser wär's, Ihr folgtet meinem Rath!
Molière.
Hört endlich auf! Mengt Eure Weisheit nicht
In Dinge, die Euch fern sind!
La Forêt.
Reb' ich doch
Aus Antheil nur für Euch, mein bester Herr.
Molière.
Den will ich nicht; drum seid so gut und schweig!
La Forêt.
Wär's nicht, weil man Euch liebt....
Molière.
Von Euch geliebt sein!
La Forêt.
Und ich lieb Euch doch,
Selbst gegen Euern Willen! Eure Ehre
Liegt mir am Herzen, und ich will's nicht leiden.
Daß Ihr Euch preisgebt dem Gespött der Welt.
Molière.
Schweiget endlich!
La Forêt.
Gegen mein Gewissen wär's!

Wenn die gute La Forêt mit dem Herrn bisweilen auch etwas gar zu gemüthlich spricht, so ist sie doch auf der anderen Seite stets bereit, seine Partei zu ergreifen, wenn er angegriffen wird, und man kann sich denken, daß sie mit der erforderlichen Energie für ihn eingetreten ist, wenn es zwischen Molière und seiner Frau zu einem der leider nicht seltenen Zwiste kam. Wenn es uns noch einmal gestattet ist, ein längeres Citat aus den „gelehrten Frauen“ wiederzugeben und die Namen „Martine“ mit La Forêt und „Chrysale“ mit Molière zu vertauschen, so werden wir wiederum das getreue Bild eines Vorganges erhalten, der in dem Molière'schen Hause gar oft gespielt haben mag. Wir wählen die Baudissin'sche Uebersetzung.

La Forêt (sich zu Molière's Frau wendend).
Ich weiß nicht anders: wenn der Mann beschiet,
So schweigst die Frau; er geht in Allem vor!
Molière.
Ja wohl!
La Forêt.
Und drückt' es sechmal mir den Abschied,
Die Hennen dürfen vor dem Hahn nicht krähn.
Molière.
Sehr gut!
La Forêt.
Man lacht dem Mann ja in's Gesicht,
Wenn seine Frau stets den Pantoffel schwingt.
Molière.
Ganz recht!
La Forêt.
Ich sage, hätt' ich einen Mann,
So sollt' er auch rechtchaffen commandiren;
Wär' er ein Strohhalm, fragt' ich nichts nach ihm;

Und wenn ich meine Launen hätt' und zankte,
Und lärm' ihm vor, so fänd' ich's in der Ordnung,
Wenn er mit ein paar derben Schellen mich
Zur Ruhe brächte.

Molière.
Sehr geschickt gesprochen!
Molière starb am 17. Februar 1673. Die tragischen Einzelheiten seines Todes sind bekannt. Es war die dritte Vorstellung der übermüthigen Posse „der Kranke in der Einbildung“, und Molière selbst spielte die Titelrolle. Er war schon vorher sehr krank, wollte aber die Vorstellung nicht abjagen lassen, und spielte das ganze Lustspiel unter Anspannung aller seiner Kräfte bis zu Ende. Während er von den furchtbarsten Schmerzen gequält wurde, gab er die Rolle eines Menschen, dem nichts fehlt, und der sich einbildet, an allem Möglichen zu leiden, und er, der der ärztlichen Hilfe so sehr bedürftig war, geißelte die Quacksalber und Charlatane mit dem bittersten Spotte.

Die Komödie hat ein Nachspiel, in welchem die Doctorpromotion in sehr burlesker Weise verhöhnt wird. Der „Kranke in der Einbildung“ wird dadurch von seiner „Krankheit“ geheilt, daß er selbst Doctor wird. Noch einmal hob sich der Vorhang, Molière im Schmucke des Doctors im Examen mit dem hohen Hute auf dem Kopfe und mit dem rothen, mit Hermelin besetzten Mantel über den Schultern trat herein, gefolgt von den gelehrten Doctoribus, die ihn in ihre geheiligte Körperschaft aufzunehmen beabsichtigten. Er konnte sich kaum noch aufrecht erhalten, aber er ging stramm einher und machte allen vorgeführbenen Ansturm in der ergößlichsten Weise mit. Als der Präsident ihn schließlich fragt:

„Wollt Ihr die Vorschriften der Alten
Gewissenhaft in Ehren halten,
Wemgleich die Wirkung schädlich wäre?“

hat Molière zu antworten:

„Ich schwöre!“ „Juro!“

Und bei diesem Worte „juro“ überfiel ihn der Brustkrampf; die furchtbaren Schmerzen, die seine Brust durchwühlten, versuchte er unter einem erzwungenen Lächeln vor dem Publicum zu verbergen. Der Angstschweiß brach unter der Schminke hervor, sein Blick wurde stier, seine Knie schlotterten, und unheimlich tastete die vorgegestreckte Hand in die Leere; fast bewußtlos sprach er noch die beiden letzten Worte der Rolle: „Ich schwöre“, „juro, juro!“ Der Vorhang fiel und die Zuschauer hatten nicht gemerkt, daß der größte Lustspielsdichter aller Zeiten gleichsam vor ihren Augen sein kostbares Leben ausgehaucht hatte. Mit dem carikirten Doctorschmucke wurde er nach Hause getragen; sein Zustand verschlimmerte sich mit jeder Minute, und die Aerzte, zu welchen geschickt wurde, verjagten ihre Hilfe demjenigen, der sie so oft verhöhnt hatte. Einige Stunden darauf besiel ihn ein starker Blutsturz, der scharfe Pulsen wurde jammersdes Reichen — ein letzter und schrecklicher Schrei; ein letzter halb stierer, halb verklärter Blick auf die beiden barmherzigen Schwestern, die an seinem Lager standen (es waren zwei Nonnen aus der Provinz, die regelmäßig zur Fastenzeit nach Paris kamen, um Almosen zu sammeln und regelmäßig im Molière'schen Hause Aufnahme fanden) und Molière's Herz hatte den letzten Schlag gethan. Da lag er regungslos. Der Doctorhut und der Hermelin waren auf den Boden gefallen.

Die letzten Tage des großen Dichters erhielten dadurch noch einen gewissermaßen veröhnlichen Charakter, daß Armande, die lange Zeit von ihrem Manne getrennt gelebt, wieder Frieden mit ihm geschlossen hatte und ihn in der letzten Stunde noch pflegen konnte. In dem amtlichen Documente über den Molière'schen Nachlaß — Molière hatte als Dichter, Schauspieler und Theaterdirector ein erhebliches Vermögen erworben — begegnen wir zuerst, und dies macht einen wahrhaft rührenden Eindruck, dem Namen seiner alten Magd „Renée Vannier, genannt La Forêt“, welche beauftragt wird, den Notar heranzuführen und das Inventar des Hauses aufzunehmen. Das Mobiliar und die Einrichtung werden taxirt auf 16,762 Livres; das Livre würde nach heutigem Geldwerth ungefähr auf einen Thaler zu schätzen sein. Ferner wird ausdrücklich in dem Documente bemerkt, daß die „genannte La Forêt“ nunmehr bei der Wittve des Verbliebenen in derselben Stellung bleiben solle, welche sie bisher eingenommen hatte; auch wird unter den verhältnißmäßig geringen Schulden, Rechnungen der Schneider, Apotheker u. s. w. noch besonders bemerkt, daß die La Forêt ihren Lohn noch zu erhalten habe.

Man weiß, daß das Begräbniß zu scandaloßen Austritten führte. Die Tartuffes sorgten dafür, daß die sterblichen Ueberreste desjenigen, der sie auf ewig gebrandmarkt hatte, insultirt wurden. Pöbelhaufen umfirkten das Haus und wollten die Leiche schänden. Armande warf in der Angst aus dem Fenster Gold unter die Masse, und das beruhigte den aufgewiegelteten Pöbel.

Bei Nacht und Nebel wurde Molière's Leiche, der man das ehrliche Begräbniß versagte, in derjenigen Abtheilung des Kirchhofes beigelegt, in welcher die ungetauften Kinder und Selbstmörder die letzte Ruhestätte fanden. Der Kirchhof wurde später verlegt, und so weiß man nicht, was aus den Gebeinen Dessen geworden ist, der Frankreich's größten Ruhm bildet, dem man ein Standbild mitten in Paris errichtet hat und dessen Büste nach dem Tode in der Akademie aufgestellt wurde mit dem schönen Verse:

„Nichts fehlte seinem Ruhm, nur Er fehlte dem unsern!“

Paul Andan.

Ueber das Pantoffelregiment.

Seitdem ein liebenswürdiger Schriftsteller es versucht hat, unser Interesse für eine Kleopatra zu gewinnen, kann es kaum noch gewagt erscheinen, den modernen schönen Tyranninnen etwas näher zu treten, welchen die böse Welt den Vorwurf macht, daß Scepter des Pantoffels zu schwingen.

„Wie, das wäre nicht gewagt? Das heißt ja geradezu in ein Wespennest fahren!“ Gewiß, wir hören auch schon im Geiste das tadelnde Schwirren und Summen von allen Seiten, und fast will es uns bedünken, als vernähmen wir in dem schwirrenden Chorus weiblicher Stimmen sogar einige mißvergünstigte Brumm-laute männlicher Begleitung mit dem bekannten Hugenottenrefrain: „Stechet sie, mordet sie!“ Freilich, im Hause des Gehängten soll man nicht vom Strange reden, und in einem salom-fähigen Frauenblatt, in welches zärtliche Ehegatten doch auch mitunter einen neugierigen Blick zu werfen sich herbeilassen, sollte

man über den Pantoffel füglich — schweigen. Denn „der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt“.

Aber Alle, die da schwirren und summen, soweit das Scepter des Pantoffels reicht, sind wahrlich die unschuldigsten. Das sind ja nur jene lebhaften weiblichen Temperamente, die etwas Geränisch, etwas Widerspruch, eine kleine Fehde zur richtigen Circulation ihres Blutes brauchen und die — unglücklicher Weise vielleicht mit einem allzu sanftmüthigen, nachgiebigen Eheherrn begabt — sich eine Art von Scheinopposition, von Scheingefecht, von Scheinkrieg und Sieg schaffen müssen, bloß um der gehobenen Stimmung willen. Für Franzosen wäre das kein psychologisches Räthsel! Aber auch die Deutschen können es glauben, im Grunde sind es herzengute Frauen und sehr brave Gattinnen, die einem schroffen, eigensinnigen, starrköpfigen Manne gegenüber die angebotene Kriegsluft gegen sich selbst kehren und im Siege über sich selbst auch die gleiche Befriedigung finden würden.

Eine ganz andere, als diese schwirrende, summende Species, sind die Stillen im Lande, die geräuschlos nahen und fliehen. Du fühlst ihren Stich erst, wenn sie weit fort sind. Die aber gerade wollen wir hassen und gleichfalls ins Menschliche oder richtiger ins „Ewigweibliche“ übersetzen. Denn Alles an ihnen trägt den unagbaren Hauch der „ewigen Weiblichkeit!“ Das sind die sanften, lieblichen Frauenwesen, die leise nur, wie mit gestemtem Flügel, in der rauschenden Gesellschaft einherzuschweben. Ihr Beitrag zur gemeinsamen Unterhaltung ist — ein schüchternes Nicken. Ihr Urtheil wagt sich höchstens durch ein beifälliges Nicken zu verrathen. Ihre Handlungen — wenn es nicht unweiblich klingt, solche überhaupt zuzugeben — sind nur eben so viel zarte Rücksichten auf die Wünsche ihres „guten Mannes“. Kurz, bis auf die Art sich an den Arm dieses guten Mannes zu lehnen, repräsentirt jeder Zug das Ewigweibliche par excellence. Dieselben sanften, stillen, schüchternen Seelen muß man aber bei der kritischen Rundschau nach einem Gesellschaftsabend belauschen! Und dasselbe ansichmiegende, sich dem Gatten völlig unterordnende Wesen muß man daheim das Pantoffelchen schwingen sehen, so sicher, so fest, so selbstherrlich, so absolut jeden Widerspruch ignorirend, wie es eben nur der rücksichtsloseste Egoismus vermag!

Aber der Mann, was sagt der unglückliche Mann dazu? Als Beruhigung sei es mitleidigen Seelen vertraut: zum Glück ist der Mann gar nicht so unglücklich, denn darin eben besteht das untrüglichste Merkmal vollkommenster Pantoffelunterwerfung, daß der Mann jeden deartigen Verdacht als einen beleidigenden Zweifel an seiner Manneswürde mit sittlicher Empörung vor sich selbst zurückweist. Nicht genug — der richtige Pantoffelheld rechnet sogar mit der Sanftmuth, mit der Hingebung seiner Frau. Er zeigt seinen Freunden das Rauchsivert, das sie ihm gemalt, das Kissen, das sie ihm gestickt, Liebeszeichen, die durch ihre Seltenheit die Zauberkräfte bewahren, sich dem dankbaren Gedächtniß um so fester einzuprägen. Und wie urtheilt die Welt, die Gesellschaft? Nun, die Gesellschaft steht auf dem Schiller'schen Standpunkt, die Frau für die Beste zu halten, von welcher man am wenigsten spricht, und indes also die ewig schweigende Weiblichkeit sich jenes negativen Vorzugs erfreut, hält die Gesellschaft ein desto strengeres Gericht über eine dritte Species.

Das sind die Frauen, die nicht geräuschvoll schwirren und nicht auf leisen Fittichen einherzufliegen; es sind Frauen, die mit ruhiger Würde oder fröhlicher Unbefangenheit in jeder Gesellschaft erscheinen, die nicht bloß als Staffage dienen, sondern das Recht zu haben glauben, ihr Urtheil über ein Buch, über ein Kunstwerk, über ein Zeitereigniß offen auszusprechen, die sogar eine lebhaftere Debatte mit Männern nicht scheuen und denen ihr eigener Mann viel zu hoch steht, um ihn als bloßen Vorwand für jede ihrer Handlungen zu mißbrauchen. Dieser Typus von Frauen ist es, von welchem die Welt als selbstverständlich annimmt, daß sie das Scepter des Pantoffels thatkräftig schwingen, und allerdings spricht außer ihrer Haltung in der Gesellschaft noch ein anderes Moment gegen sie.

Ihr Mann ist Gelehrter, Geistlicher, Arzt, Künstler — genug, er gehört zu den Männern, die ihre ganze volle Kraft einsetzen für ihren Beruf. Wer gibt ihm die geistige Freiheit zum Wirken, wer nimmt dem Ballast des Lebens auf die eigenen Schultern und hält Alles fern, was des Mannes Kraft trüben oder zersplittern könnte? Das versteht nur eine Frau von ebenso tüchtiger Durchbildung des Charakters wie des Geistes, von gleich praktischer Ueberlegenheit wie idealer Auffassung. Wo wir auch hinblicken, in ihre Hand ist das Schwerste gelegt. Die finanzielle Verwaltung und Verantwortlichkeit — wie gerne überläßt sie der viel-

beschäftigte Mann seiner unächtigen Frau. Das planvolle Ordnen der gesammten Lebensrichtung — es ist die Aufgabe der Frau. Das Ausgleichen geselliger Rücksichten mit den ökonomischen und mit der oft noch schwierigeren Rücksicht auf die unberechenbare Stimmung des Gatten — es bleibt überlassen dem sicheren Tacte der Frau. Die Erziehung der Kinder, der Söhne sowohl wie der Töchter — legt sie der geistig angestrenzte Mann nicht meist in die Hand der Frau?

Und wenn sie nun nach allen Richtungen hin sich tapfer bewährt, wenn sie an einem einzigen Tage mehr Proben von Selbstlosigkeit gibt, als manche egoistische Frauenseele in ihrer Beschränktheit nur begreifen kann, dann hört man wohl noch: „Ja, sie ist vielleicht eine recht kluge Frau, aber — sie hält den guten Mann doch ganz und gar unter ihrem Pantoffel.“

O über die Verblendung der Menge! Wie viel innere Anmahnung birgt sich nicht gerade unter dem Raffinement der bescheidensten Formen und wie viel echte Beschcheidenheit des Geistes und Herzens verträgt sich mit Freiheit und Sicherheit der äußeren Form.

„Denn wer auf dem schwanke Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancirstange der Ueberlegung; doch wer auf dem festen Boden der Wahrheit wandelt, mißt seine Schritte nicht ängstlich ab.“

Ulrike Henschke.

Ein Genfer Pensionat.

Als Warnung wahrheitsgetreu geschildert von stud. phil. Katharina Gundling.

Ich hatte mir auf einer Reise durch Deutschland, die ich im Sommer 1869 mit meinem Vater unternahm, ein heftiges Wechselieber zugezogen, an dessen Folgen ich noch lange Zeit zu leiden hatte. Meine Eltern beschloßen daher, mich zur Kräftigung meiner Gesundheit auf einige Zeit nach dem Genfer See zu schicken. Da folgte es der Zufall, daß uns damals ein Inserat in der Allgemeinen Zeitung zu Gesicht kam, welches also lautete: „Eine junge Dame, welche reines Deutsch spricht und im Französischen und Englischen so weit vorgehritten ist, daß sie Engländerinnen und Französischen im Deutschen unterrichten kann, findet in einem großen Genfer Pensionate einen Platz zu halberm Pensionspreis.“

„Das ist etwas für Dich,“ sagte die Mutter zu mir, „Du sprichst französisch und englisch, hast jahrelang ernste Geschichtsstudien getrieben und wer Monksien, Macaulay und Thiers im Original gelesen, hat wird auch ein Duzend Französischen und Engländerinnen in die Geheimnisse der deutschen Sprache einweihen können. Und indem Du das halbe Pensionsgeld ersparst, gewinnst Du Dir das angenehme Bewußtsein, mit sechzehn Jahren bereits erwerbsfähig zu sein.“

Ich ergriff die praktische Idee mit Eifer, mein Vater schrieb an die Vorsteherin des Genfer Pensionats und umgehend kam ein pompöser Prospect dieses letzteren, mit einer reizenden Titelvignette ausgestattet, die das Pensionat Pasquier in seiner ganzen idyllischen Abgeschlossenheit zeigte. Ein langes einstöckiges Haus mit anmuthenden Faloufien, dahinter die Platane aus einem großen Garten weit über das Dach des Hauses aufstrebend, im Vordergrund das gothische Kirchlein von Plainpalais, der gartenreichen Vorstadt Genfs, auf der Schwelle der Pensionatsihüre ein Briefträger, Botschaften aus allen Weltgegenden ins Haus bringend.

So verlockend das Bild ausfiel, so verführerisch lauteten die Bedingungen der Frau Pasquier. Die junge Dame, schrieb sie, hätte wöchentlich drei Stunden im Deutschen zu geben an junge Amerikanerinnen, Französischen und Russinen und der Pensionspreis (jährlich 1200 Francs) würde ihr dafür auf 600 Francs ermäßigt. Dabei habe sie Gelegenheit, sich im Französischen und Englischen, im Piano und allen freien Künsten, sowie im Literarischen zu vervollkommen. Acht Professoren, die im Pensionate Unterricht ertheilten, waren namentlich angeführt, die Annehmlichkeiten des Gartens („un vaste jardin“ hieß es im Prospecte), die Vortheile, welche die grand air Genfs und die Gelegenheit, tägliche Spaziergänge zu machen, für die Gesundheit im Gefolge haben müßten, wurde des Breiten entwickelt und im Ueberigen wurde die sorgfältigste häusliche Erziehung garantirt. Sehr bekannte und achtungswerthe Persönlichkeiten Genfs und Berns, der Kanzler Schieff aus Bern, die Pfarrer Tournier, Bret, Ultra-

mare, Göß und Mittendorf aus Genf, waren als Geranten des Ganzen auf dem Prospecte citirt. Alles schien vollkommen beruhigend und zufrieden stellend; und so machte ich mich denn auf den Weg und trat mit nicht geringen Erwartungen in das Pensionat ein.

Madame Pasquier selbst machte einen guten Eindruck. Sie war eine Frau von fünfunddreißig Jahren und schien sanften Charakters zu sein. In ihrem Salon lag ein Album, das die Portraits aller Böglinge enthielt, die in dem Pensionate ihre Ausbildung genossen hatten und deren Biographien uns Frau Pasquier zum Besten gab. „Jetzt,“ schloß sie, „hat die Frequenz ein wenig abgenommen, aber es sind eine Menge neue Pensionärinnen angefaßt.“

Das Pensionat war merkwürdig zusammengesetzt. Da war eine Dame aus Sachsen, Fräulein von K., die etwa zweiundzwanzig Jahre alt sein mochte und unter ähnlichen Bedingungen erworben worden war, wie ich. Sie sollte das Zeichnen lehren. Und neben der zwanzigjährigen Ebein waren zwei kleine Flamänderinnen da, von denen die eine etwa vier, die andere drei Jahre alt war! Eine dralle Engländerin von dreizehn Jahren, eine kleine Russin von acht Jahren, die etwa zwölfjährige Tochter des bekannten Karl Vogt und noch einige Mädchen vervollständigten das Ensemble. Nun hätte man denken sollen, es seien Classenlehrer dagewesen, die sich den einzelnen Individualitäten und deren Fassungsvermögen anzupassen in der Lage gewesen wären: aber weit gefehlt, für alle Böglinge von so verschiedenartiger Vorbildung und in den Jahren so weit auseinander (man denke zweiundzwanzig und drei Jahre!), war nur ein Lehrer in Thätigkeit und dieser gab eine Stunde wöchentlich! Auf diese wöchentlich eine Stunde reducirten sich die im Prospect in Aussicht gestellten Vorträge von acht Professoren!

Der eine Lehrer kam jeden Sonnabend von elf bis zwölf Vormittags, gab eine stilistische Aufgabe und verschwand wieder. Der „weite Garten“ beschränkte sich auf eine einsam im Haushofe stehende Platane; denn den Gemüsegarten des Herrn Pasquier durfte Niemand betreten.

Herr Pasquier hatte einen Freund, der ein französischer Flüchtling zu sein schien, und der später ganz ins Haus zog. Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, erklärten diese beiden Biedermänner, Herr Pasquier und sein Freund, die Franzosen würden in acht Tagen in Berlin sein und den unmannerlichen Deutschen mores lehren.

Frau Pasquier hatte einen Sproßling von dreiviertel Jahren, den eine Pensionärin aus Schaffhausen den ganzen Tag im Kinderwägelchen spazieren fahren mußte. Die jüngsten Pensionärinnen verwendete Frau Pasquier in den Abendstunden zu Botengängen in die Brasserie, aus der sie ihr Bier holen mußten. Als die Mutter der kleinen Russin, die Frau eines russischen Officiers und Gutsbesitzers, aus Mailand, wo sie Gesangsstunden genommen, zu Besuch der Tochter nach Genf kam und von dieser erfuhr, daß sie am Abend ausgehickt würde, um Bier zu holen, nahm sie das Kind natürlich sofort aus der Pension fort. Auch die Engländerin wurde von ihrem Bruder, der aus London zu Besuch kam und dem die Wirtschaft nicht gefallen mochte, bald unter einem passenden Vorwande weggenommen.

Da das Pensionat in dieser Weise zusammenschrumpte, hielt es Frau Pasquier für überflüssig, einen Dienboten zu halten. Die Pensionärin aus Schaffhausen mußte ihren Colleginnen die Schuhe putzen, mußte die Zimmer kehren und Frau Pasquier kochte. Von einem Unterricht war jetzt kaum die Rede mehr, da nun auch die Stunden wegfielen, die bis dahin Madame Pasquier gegeben hatte.

In der Hauswirtschaft zeigte sich die größte Deroute. Bäcker und Metzger kamen mahnen, jedes Licht wurde einzeln beim Epicier geholt. Der Hausherr pfändete Frau Pasquier wegen schuldigen Miethzinses und um sich zu helfen, kam diese auf die Idee, mit dem Pensionate eine „pension pour les étrangers“ zu vereinigen. Die Pensionärinnen mußten dichter zusammenrücken und Zimmer wurden an Familien vermietet, die sich vor der rothen Republik aus Lyon oder vor den anrückenden Deutschen aus Paris nach Genf geflüchtet hatten. Ein Ton bürgerte sich im Hause ein, der zu einem Pensionat paßte, wie die Faust auf's Auge. Der oben erwähnte Freund des Herrn Pasquier erschien in Hemdärmeln bei Tisch und erklärte zur Erbauung der Pensionärinnen in seinen Gesprächen die Religion für ein überflüssiges Larifart.

Als die Dinge so weit gekommen waren, legte ich meinem

Minnelied.

Für das Pianoforte componirt von Herrmann Scholch.

Ziemlich langsam und mit innigem Ausdruck.

Etwas bewegter.

Nach und nach bewegter.

Tempo I.

Vater den Sachverhalt ungeschminkt dar. Der kam alsbald, nahm mich aus dem Pensionate weg und machte eine Angabe bei der Genfer Polizei, in welcher er sagte, er könne nicht glauben, daß sich Vorsteher von Erziehungsanstalten einen solchen Unfug, einen so schreienden Vertrauensmißbrauch erlauben dürften, er hege die Ueberzeugung, daß es in Genf Gesetze geben müsse, welche Eltern, die ihre Kinder Genfer Erziehungsanstalten anvertrauen, schützen und Unverschämtheiten, wie die ohne vorherige Mittheilung an die Eltern erfolgte Umwandlung eines Pensionats „de jeunes demoiselles“ in eine „pension pour les étrangers“, strafen müßten. Schließlich betonte mein Vater in seiner Eingabe, daß es sich wohl empfehlen würde, einer Person, die wie Frau Pasquier in so greller Weise das in sie gesetzte Vertrauen getäuscht, die Concession, eine Lehranstalt zu leiten, zu entziehen und sie so zu verhindern, durch Ausstreunung von Prospecten weiter die Welt zu täuschen.

Die Polizei trat die Eingabe an den Generalprocurator in Genf ab, der meinem Vater erklärte, daß der Staat im Canton Genf keinen Einfluß auf Privaterziehungsanstalten übe, daß er aber bereit sei, die Strafsamtshandlung gegen Madame Pasquier einzuleiten, wenn mein Vater dies verlangte.

Vielleicht treibt das Pensionat Pasquier, aus welchem ich September 1870 ausgetreten bin, um von Genf nach Zürich an die Univerſität zu gehen, noch jetzt sein Unwesen. Ich aber habe, was mir in einem Genfer Pensionat begegnet, wahrheitsgetreu erzählt, zur Warnung für Eltern, die ihre Töchter Genfer Pensionate anzuvertrauen geneigt wären — und es gehen alljährlich hunderte deutscher Töchter zu höherer Ausbildung in solche Pensionate — und zur Mahnung, bevor sie ihre Kinder dorthin schicken, sich über den Thatbestand genau zu unterrichten. Vielleicht werden diese Zeilen ihre Wirkung nicht verfehlen; die Eltern werden auf der Hut sein, um ihre Kinder nicht in eine ähnliche, geradezu gefährliche Lage zu bringen, wie ich mich in einer solchen, in Folge des mißbrauchten Vertrauens, ein halbes Jahr hindurch befunden habe.

Die Mode.

„In den Mänteln ist allerlei Zierlichkeit herfürkommen, darunter diese der hübschesten eine sein soll, wenn man ein Mäntel tragt, das kaum zum Gürtel reicht. Dasselbe muß mit vielen Vorten und Schnüren bis oben an belegen sein, damit man kaum sehen möge aus was Zeug es gemacht sei.“ Mit diesen Worten eiferte ein Sittenprediger des sechszehnten Jahrhunderts von der Kanzel herab gegen die Unsitte der kurzen Frauen-Mäntel, unserer heutigen Mantelets! Auch der hochweise Rath der Stadt Straßburg erließ zur selben Zeit ein streng Verbot gegen dieselben.

Da müssen wir doch mit der Toleranz unseres Zeitalters — in Bezug auf die Mode wenigstens — zufrieden sein. Welche Freiheit, welche Willkür! Wir dürfen unsern Paletot kurz oder lang, sackförmig oder halbanschließend, mit engem oder weitem Aermel tragen. Statt des Paletots können wir auch einen Burnus wählen oder das kürzere Mantelet, das — ohne den Born irgend eines Kanzelredners zu erregen — gleich seinen Vorfahren im sechszehnten Jahrhundert ganz mit Stiderei oder Veridnürung überdeckt sein darf, nichtsdestoweniger auch wieder ohne so reiche Garnitur, nur mit einfachem Besatz gestattet ist.

Seien wir Frauen also immerhin ein wenig dankbar unserem so viel geschmähten neunzehnten Jahrhundert gegenüber!

In Bezug auf die Winterpaletots scheint man besonders solche aus Velours oder Plüsch in sehr hellen, zarten Nuancen von Grau und Braun bevorzugen zu wollen. Die meisten sind sackförmig, mit weiten Aermeln oder halb anschließend, oft auch durch einen kurzen Gurt hinten lose zusammengehalten, im Allgemeinen etwas länger als die der vorigen Saison.

Als Garnitur werden Passementerie, Federn und Pelzwerk dominieren. Von letzterem verwendet man außer imitirtem Steinmarder, Baumwilder, sogenanntem Blaufuchs und Silberfuchs, deren weicher Farbenton den zarten Nuancen der angeführten Stoffe besonders gut entspricht, auch Beh und Kamin. Man bringt derartiges Pelzwerk in sechs bis acht Centimeter breiten Streifen rings am Außenrande an, darüber eine schmalere Passementerieborde von der Farbe des Stoffes. Sehr distinguirt ist an einem Paletot oder Mantelet von schwarzem Großgrain mit Pelzfutter als einzige Garnitur ein schmaler, etwa zwei Centimeter breiter Streifen von Beh oder Marder, welcher rings am Außenrande zwischen Ober- und Futterstoff derartig mitgefaßt wird, daß er gleich einer Franze vorsteht. Auch hierin sind wir gegen unsere Ueberschwümmtheit im Vorzug. In alten Chroniken finden wir eine Menge urförmlicher Verordnungen, in denen edles Rauchwerk und „all derlei köstliches Futter“ den Frauen und Töchtern der ehrbaren Bürger streng untersagt wird.

Die Feder-Garnituren bestehen aus Strauß-, mehr noch aus Hahnensfedern, welche schwarz, grau oder braun gefärbt sind und von denen die längeren in der Weise einer Franze, die kürzeren als Bordüre arrangirt werden.

Uebrigens wird der Paletot dennoch und namentlich von der vornehmeren Gesellschaft eine gewisse Zurückhaltung erfahren; man wird nämlich auch für den Winter das Costüm beibehalten, das sich als sehr wohlreichen warmen Stoffen fertigen und die Tunika, das Ueberkleid, mit einem Futter von Flaueil oder ähnlichem Stoffe versehen; Garnitur von Pelz. Freilich wird man dann zwei bis drei solcher Anzüge, welche ausschließlich für Straßen- und Promenaden-Toilette geeignet sind, nöthig haben, es dürfte mithin immer nur für diejenigen annehmbar sein, deren für die Staatsausgaben festgesetzte Etat es nicht übersteigt.

Welche Formen unsere Winterhüte haben werden? Eigentlich dürfte ich's noch nicht verrathen, aber, nicht wahr? Meine Leserinnen sind entschlossen neugierig und so will ich denn einige Andeutungen geben. Im Allgemeinen werden die Façons der vergangenen Saison beibehalten, nur wird man sie größer tragen, mit sehr hohem Kopf. Es macht sich überhaupt, wenn auch nur leise,

das Bestreben bemerkbar, auf die durch die hohen Frijuren bedingten Façons zurückzukommen, welche man unter dem „ersten Kaiserreich“ trug.

Aber im Gebiete der Roben gibt es etwas Neues, etwas ganz Neues! Man garnirt dieselben nämlich neuerdings auch der Länge nach, das heißt in senkrechter Richtung von der Taille bis zum unteren Rande. Vorzugsweise bringt man in dieser Weise Frijuren an, die ihrer Mitte entlang in Falten gereiht sind; und zwar garnirt man den Rock des Kleides vorn der ganzen Länge nach, läßt die Frijuren an den Seiten allmählich tiefer ansetzen und arrangirt sie hinten nur etwa zwanzig oder dreißig Centimeter hoch, so, daß die Tunika ihren Ansaß überdeckt. Es ist dies natürlich nur ein Versuch zu Gunsten der Abwechslung und man kann nicht behaupten, ob diese Neuerung allgemein angenommen werden wird. Man zeigte mir in den jüngsten Tagen ein solches Costüm aus braunem Seidenreps. Die in der erwähnten Weise angebrachten Frijuren waren von braunem Sammet, mit Seide gefüttert. Das Ueberkleid garde mobile, vorn von der Taille ab offen, hinten durch einen kurzen Gurt lose in Falten gehalten, war von Sammet, an den Seiten in eine große Falte gerafft, mit einer kurzen Pelserie ausgefattet, welcher am Außenrande ein breiter Seidenstreifen derartig untergelegt war, daß sie wie von zweifachem Stoff erschien.

Ein anderes Costüm — aber da fällt mir eben als drohendes Mene Tekel der Schlußsatz aus dem letzten Briefe des Herrn Redacteur in die Augen: „Neunzig Zeilen für den nächsten Mode-Bericht, meine Gnädige, nicht eine Zeile mehr, wenn ich bitten darf!“ D, über die Grausamkeit!

Veronika v. G.

Auflösung der Charade Seite 282.

„Tausflieber“.

Auflösung des Rebus Seite 282.

„Gedanken, die der Tag zu einem düstern Rauch und Nebel macht, stehen in der Nacht als Flammen und Lichter um uns, wie die Säule auf dem Berge am Tage eine Wolfensäule scheint und zu Nacht eine Feuerfäule.“

Correspondenz.

M. v. B. in Halle. Einfache und moderne Arrangements zu Brauttschleiern finden Sie auf S. 62 des Bazar 1871. Hoffentlich ist durch diese Auskunft die Verlegenheit beseitigt, in der Sie sich befinden. Oder sollten Sie sich inzwischen verheirathet haben, ohne in Betreff des Brauttschleiers Arrangements aus faul gewesen zu sein? Das würden wir herzlich bedauern, aber unsere geehrten Abonnentinnen sollten doch bedenken, daß eine Antwort durch die allgemeine Correspondenz ihnen nie in aller kürzester Zeit zugehen kann.

D. G. in B. (Postkoppel Flensburg). Ein Dessin zu einem Toiletentischen in point-lace-Stiderei finden Sie auf Seite 32 des Bazar von 1871; ein Dessin zum Taschentuch in point-lace wollen wir gerne so bald als möglich bringen. Sollten Sie es aber schleunigst brauchen, wie aus Ihrem Briefe hervorzugehen scheint, so verweisen wir Sie an C. A. König, Berlin, Jägerstraße 23, wo dergleichen Dessins nebst dazu gehörigen Material in reichster Auswahl vorhanden sind.

S. B. in C. a. Ujfehly. Ungarn. Wenden Sie sich wegen der Stiefelletten, die Ihnen so sehr gefallen haben, an die Herren A. Kubig, Friedrichstraße 66 oder B. Mohr, Postleierant, Leipzigerstraße 47 in Berlin. Vergessen Sie aber nicht ein genaues Maß mitzubringen, sowie die Nummer der Abbildung im Bazar anzugeben. — Den Schnitt zu einer modernen Tunika haben Sie indessen wohl schon gefunden, da ja fast in jeder Nummer solche gebracht werden. — Gute Handschuhe bekommen Sie in Wien und Prag, die allerbesten freilich bei Jovin in, Maison de ganz, Paris.

Eine mehrjährige Abonnentin in Aheydt. Um weißen Kaschmir bei der Wäsche vor dem Selbstschwären zu bewahren, muß man ihn starken Schwefelbämpfen aussetzen. Da aber dazu immer Apparate und Räumlichkeiten gehören, die man nicht in jeder Häuslichkeit haben kann, so thun Sie besser, den Stoff oder den fraglichen Gegenstand „unzerrennt“ einer der neuen chemischen Wäschanstalten zu übergeben, z. B. D. Counde, Jernalemerstraße 29, Berlin. Die in solchen Anstalten chemisch gereinigten Gegenstände haben vollständig das Ansehen von neuen.

Eine schlauke Gestalt. Vorzugsweise im Süden trägt man ausgezeichnete Schuhe zu Promenadenanzügen und auch nur solche, die mit einer hoch hinaufgehenden Garnitur versehen sind. — Rothbraune Kleider zu tragen ist freilich noch modern, da die neuen Herbst- und Winterstoffe die schönsten Nuancen dieser Farbe bringen, besonders in echtem Sammet. — Ganz unschädliche Haarfarbmittel gibt es nicht, dagegen unzählige „ganz unwirksame“ und oft recht schädliche.

Alte Frau in Salzburg. Eine Zeitschrift nur für Strick- und Häfelarbeiten erscheint in Zürich unter dem Namen: „Das Bienekörbchen“.

C. L. in C. bei C. F. in B. Einer durch Blutfalle der Nasenhaut hervorgebrachte Röhre der Nase soll man dadurch begegnen, daß man die Nase allabendlich mit einer Lösung von 1/2 Drachme Borax in 2 Unzen Rosenwasser befeuchtet und die Flüssigkeit auf der Haut eintrocknen läßt, auch zwischendurch eine Wäsche mit Kampherspiritus vornimmt.

Abonnentin in Oberfranken. Ein Medicament gegen das Errotthen — um welches Sie gewiß von Vielen beneidet werden — gibt es nicht, die Zeit und erster Wille mildern das Zuviel. — Ein jugendlich frisches Gesicht wird durch kleine Schönheitsfehler, z. B. ein Stumpfnäschen, oft nur um so pikanter erscheinen, die grauliche Zeit pflegt dann freilich den entgegengegesetzten Effect hervorzubringen.

Eine eifrige Abonnentin in B. Ein specifisches Mittel gegen das frühzeitige Ergrauen der Haare gibt es nicht. Allgemeine sorgfältige Haar-

pflege kann das Uebel verzögern, liegt eine Erkrankung des Haarbodens vor, so ist eine ärztliche Untersuchung derselben geboten. Als Specialität für Haarkrankheiten nennen wir Ihnen Dr. Vincus in Berlin, Dr. R. Pass in Dresden. — Vor dem Gebrauch der sogenannten Eispomade — bestehend aus Wallrath und Del — haben wir wiederholt abgerathen, sie ist in der That das ungeeignete Haareinsetzungsmittel.

C. St. in T. Ein Waschverfahren für Kohlhäute haben wir nicht auffinden können; vielleicht sieht sich eine unserer freundlichen Leserinnen hierdurch veranlaßt, uns ein solches mitzutheilen. Das Waschen und Appretiren der Strohhüte ist in Wilhelmine Buchholz Werk, „Wasser und Seife“ (erschienen in Hamburg bei F. F. Richter) ausführlich beschrieben. Lad für Strohhüte erhalten Sie in größeren Ladhandlungen, z. B. bei Christoph in Berlin (Mittelstraße).

C. S. Dresden. Wir rathen das Kleid behufs Entfernung der Rothweinflecke den geschickten Händen eines Fleckeneinigers anzuvertrauen (z. B. Judin's chemischer Reinigungsaussaß in Charlottenburg), auch die besten Mittel können in der Hand Ungeübter das Gegenheil des gewünschten Erfolges bewirken, der eingehenden Zeugprobe nach zu urtheilen, wird die Fortschaffung der Flecke nicht so leicht zu bewerkstelligen sein.

Wabimira aus Tabor. Ein von der Sonne verbrannter Hals verliert, wenn man ihn die weitere Wirkung der Sonne durch Schleier u. s. w. abhält, meistens von selbst die gelbliche Färbung. Man unterfützt die Wirkung der Zeit durch Wäsche mit einer Mischung aus Kampherspiritus, Wasser und etwas Citronensaft. — Ein Mittel zur Beförderung des Haarwuchses ist die tägliche sorgfältige Pflege des Haars, die wir wiederholt beschrieben haben und das Fernhalten aller als Haarmittel angepriesener Geheimmittel.

A. J. in Graz. Recept zu einem unschädlichen Haarfarbmittel (braun). 1 Theil Phlogallinsäure wird in 38 Theilen Wasser gelöst und 2 Theile Eau de Cologne zugemischt. Die Haare werden vorher gut gewaschen (mit Pottaschelösung), dann etwas von dem Haarfarbmittel in ein Schälchen gegossen, dazu einige Tropfen Salmiakgeist gemischt, und die Mischung nun mittelst einer Bürste auf das Haar aufgetragen. Den Salmiakgeist darf man nicht zu dem ganzen Haarfarbmittel mischen, da sich derselbe dann nur kurze Zeit hält.

P. L. K. in Ch. Moderslecke bringt man aus Leinwand durch Scherwäasser oder Eau de Javelle heraus, man muß nur nachher Sorge tragen, daß durch sofortiges Ausspülen in Wasser die Feigfaser durch das Chlor nicht angegriffen wird. — Tintenflecke werden aus grauem Vintre kaum fortzuschaffen sein, überdies hängt das Mittel zum Fortschaffen der Tintenflecke ganz von der Zusammenfügung der Tinte ab, man muß letztere daher kennen.

Die Vitende. Miteffer, die nicht vereinzelt, sondern „in Schaaeren“ auftreten und oft wiederkehren, verlangen weniger die Anwendung äußerlicher Mittel, als das Innehalten einer milden, reizlosen Diät, zeitweise auch einer Abkühlung. Die gereizten Hautbrüsten beruhigt man durch ein Wäschwasser mit etwas Borax und durch mäßig warme Bäder. Kaffee, geistige Getränke, fetts gewürzte Speisen sind zu vermeiden, dagegen der Genuß von frischem Obst und Gemüsen zu empfehlen.

Jrn. L. v. G. Recept zu einem weichen Niespulver: Schwarze Johannisstrauchblätter 1 Loth, Niazinblüthenköpfchen 1 Loth, Rosenblätter 1 Loth, Weidenwurzelpulver 2 Loth, Bittermandelöl 5 Tropfen, Wachs 2 Grax, gepulverte Benzoe 1/2 Loth.

C. in L. Um die vom Sonnenbrand zurückgebliebene Bräunung zu beseitigen, muß man zunächst die beschränkte und unterdrückte Hautthätigkeit fördern; hierzu beginnen Sie mit sanftem Bestreichen der Hauttheile mit Meerzwiebelaerzhonig (aus der Apotheke), oder wenn dies nicht ausreicht, durch Wäschungen mit Kampherspiritus, der mit Regenwasser zu verdünnen ist, welche (müthige) Mischung man mit etwas Citronensaft lauer macht. Des Nachts legen Sie nach dem Waschen mit dieser Mischung Wachsstaft über und waschen sich Morgens mit Mandelmilch, der etwas Borax zugefügt ist, oder mit Gurkenaft. Um die gewöhnlichen Hauttheile nicht sofort der Luft auszusetzen, bedecken Sie dieselben dann mit einem Schleier oder leichten Tuch. Außerdem ist selbstverständlich das Gesicht durch Tragen gelber oder weißer Schleier vor der weiteren Einwirkung der Sonne zu schützen.

Fortf. H. Renommirte Berliner Samenhandlungen sind: Mey & Co. Neue Friedrichstraße, P. F. Bouché, Blumenstraße 11, D. Bouché, Blumenstraße 70, F. C. L. Schäß, Köpnickstraße; gelb wird jede dieser Handlungen sich auch bereit finden, Ihnen Zweige der Wasserpest (Eloaea canadensis), die sich in fast allen Gewässern um Berlin breit macht, zuzuschicken.

Walfee in L. Das Kopfsjunden wird durch sorgfältiges Reinigen des Haarbodens aufgehoben und der durch Schuppenbildung bedingte Haaranfall dadurch auch stillt. Waschen Sie den Kopf ein bis zweimal wöchentlich mit einer Mischung aus 1 Loth Fischschwanz (doppelt soviel als Ammoniak) 1 Loth Kampherspiritus in 1 Pfund Wasser aufgelöst.

B. v. B. Das unschädliche und leicht anwendbare Mittel zur Entfernung störender Haare ist die „Pflotiron“ genannte Parfümischung, welche Sie bei C. Baum, Berlin, Friedrichstraße 56, erhalten.

Neckchen in Ch. Nach dem Ausdrücken der Miteffer betupft man die Stellen, damit sich die geöffneten Hautporen zusammenziehen, mit Eau de Cologne, es entsteht eine leichte Röhung der Haut, die aber bald vorübergeht. — Rother Kaffee und warmer Kaffee sind in der Wirkung gleich, nur der übermäßige Genuß schadet dem gesunden Menschen.

G. M. Feine Lederachen, wie Handschuhe, Crüts, Einbände u. s. w. werden von Stockfäden befreit, wenn man dieselben in lauwarmes verschleimtes Weizen, deren Boden man mit Hirschhornsalz befreit, bringt und sie darin 1 bis 2 Tage läßt. — Stahlsachen freiset man von Rost, wenn man dieselben einige Zeit in Petroleum legt; der Rost wird losgerissen und läßt sich dann leicht abreiben; man polirt mit Schmirgelpapier nach.

Trma. Kornbranntwein und Glycerin sind ebensovien Universalmittel wie irgend ein anderes wohlathetisches und empfindliches Mittel, am wenigsten aber vermögen sie einen von Natur aus schlechten Teint in einen guten zu verwandeln, noch vermag ihr Gebrauch die vielfachen Ursachen, welche einen an sich guten Teint verschlechtern, als: fehlerhafte Ernährung, unterdrückte Hautthätigkeit, Unterleibsleiden u. s. w. hinwegzuräumen oder wirksam zu bekämpfen. Wir haben diese Mittel auch immer nur als Conservierungsmittel des vorhandenen Teints empfohlen, welche die kleinen von Augen herankommenden Feinde der Haut zu übermächtigem vermögen. Sie und viele unserer Leserinnen, die sich in dem gleichen Falle befinden, werden aus dem Gesagten entnehmen, daß wenn die genannten einfachen Mittel im Stiche lassen, dies nicht an den Mitteln liegt.

A. v. B. Es gibt hunderte von Recepten für kosmetische Wäschwasser, wenn Sie uns daher nicht das Recept zu dem aus der Apotheke entnommenen „sogenannten Wäschwasser“ oder doch eine Probe dieses Wassers selbst zur Untersuchung einschicken, können wir unmöglich die Qualität desselben beurtheilen. — Gegen Miteffer sind fast in jeder Nummer des Bazar Mittel aufgeführt. — Zur Erhellung des brünetten Teints gibt es keine Mittel.

Seidene Hutbänder wäscht man folgendermaßen: man reißt sie mit Eibotter ein und wäscht sie so lange mit lauwarmem Wasser nach, bis sie rein sind, spült mit kaltem weichem Wasser und läßt bei gemäßigter Temperatur trocknen. Dann rührt man in ein Wasserglas voll Wasser 1 Quentchen Tragant und 1 Quentchen Flohamein ein, läßt 12 Stunden lang stehen, kocht auf, seigt durch ein Tuch, zieht die Seidenbänder durch die Abkochung hindurch und mangt sie so lange zwischen zwei Tüchern, bis sie trocken geworden sind.

Frau Amalie. Wir können alle Ihre Fragen mit Ja! beantworten, nur rathen wir Ihnen nicht, einen schwarzen Sammetgürtel mit Schleife zu der aus dem weißseidenen Kleide arrangirten Toilette zu tragen.

Zwei Brünneten aus P. Die Bräunung der Hände durch die Sonne läßt am leichtesten von selbst nach, wenn man die Hände vor weiterer Einwirkung der Sonnenstrahlen schützt; man unterfützt das Wiederabbläuen durch Wäschungen mit saurer Milch oder Gurkenaft. Schnell wirkende Mittel gibt es hierfür nicht.

M. G. aus M. Wenn Regel! — leider aber alle von — Holz. 1) Wer ist Grabisch? 2) Wobaus sind Eisenflecke zu entfernen? 3) Durch Geschicklichkeit. 4) Auf gewöhnlichem Wege wenn 5) durch Ausharken geſchehen. 6) Durch die Hilfe eines Roharztes, wenn dieser die Ursache des Leidens erkannt hat. 7) Ganz so wie man andere Unarten der Kinder fortzuschaffen durch gütige Vorstellung und wenn dies nicht hilft, durch Streng. 8) Durch einen kleinen Zulag aufgelöster Gelatine. 9) Durch einen tüchtigen Maurermeister.

C. L. in Neutra. Zu welchem Zwecke die Rindermarxomade aus 8 Loth Rindermarx, 1 Loth fettem Jasminöl, 2 Loth Rosenwasser, 1 Loth Borax in 2 Loth Rosenwasser gelöst und zugefügt, gebr? Es ist eine feine Saaxomade; der Zulag von Borax bezweckt die Masse weiß und schaumig zu machen.

Rebus.

